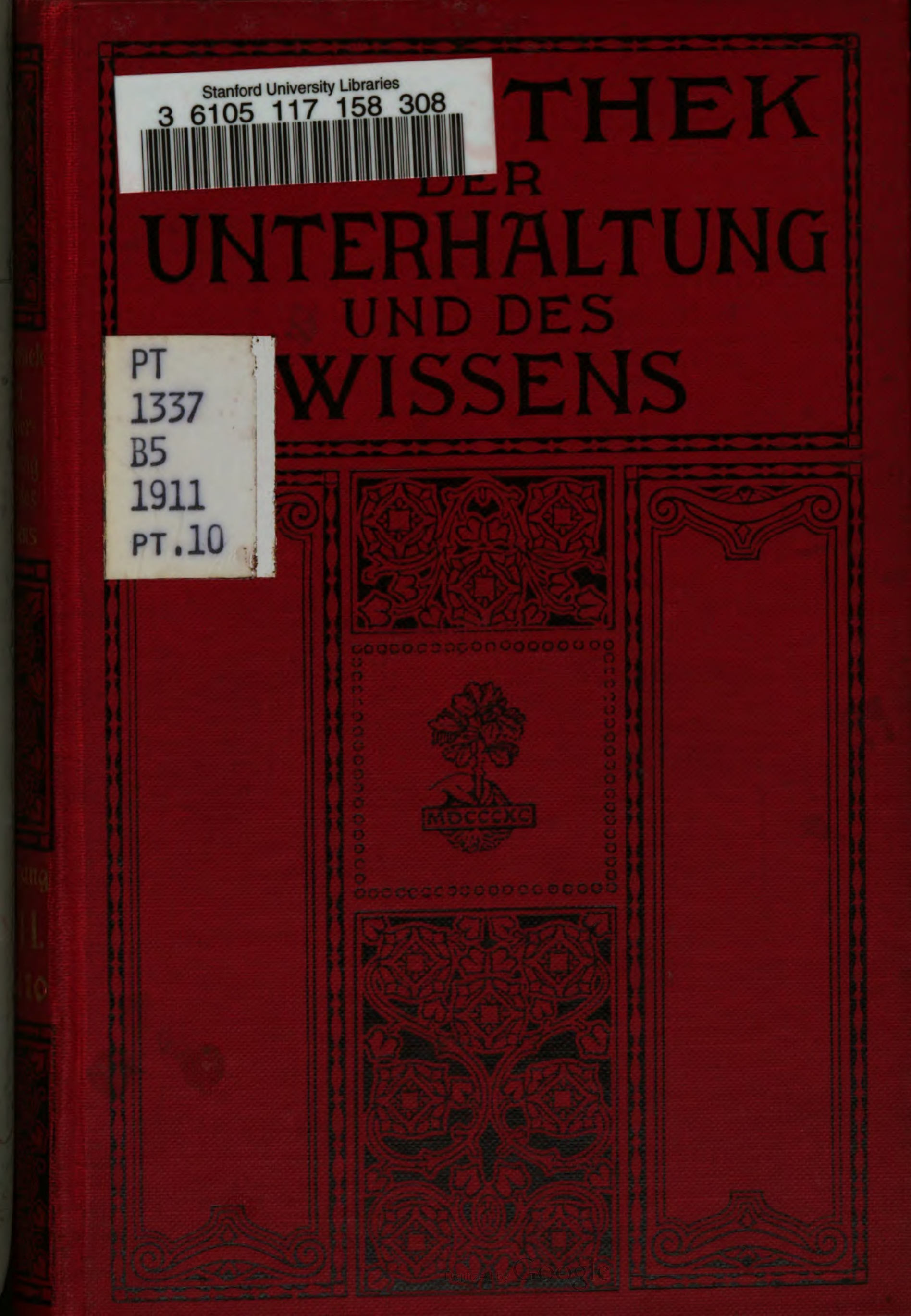

THEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS
MDCCCXC


Bücher-Sammlung
von

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



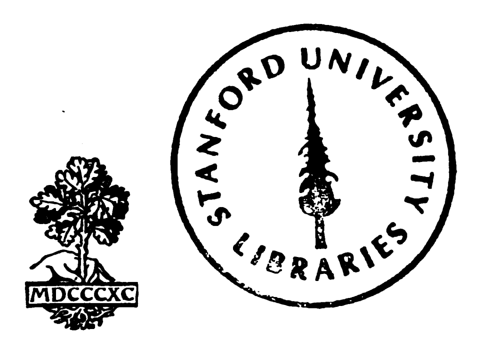


Zu der Novellette „Der Einbrecher“ von A. Oskar Klaußmann.
(S. 65)
Originalzeichnung von A. Wald.



Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1911. Zehnter Band

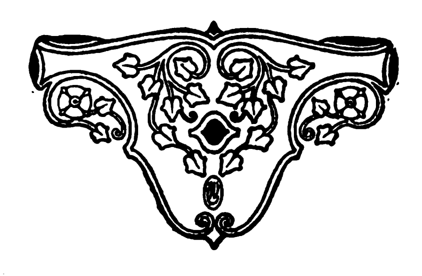


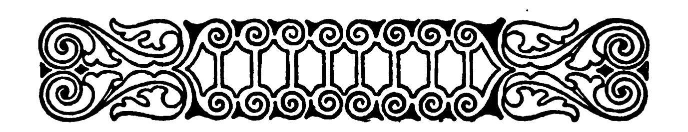
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.



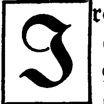


Stiefkinder.

Roman von Henriette v. Meerheimb.

(Fortsetzung.) ▽

Viertes Kapitel.



rene richtete sich rasch auf, als ihr Mann den Grasplatz wieder betrat. Ramin zog seinen Arm von ihrem Stuhl zurück. „Ist Lotta noch bei den Kindern?“ fragte sie.

„Nein, sie ist nach Hause gefahren,“ gab Grote kühl zurück und streifte seine Frau und den jungen Kameraden mit einem kaltmessenden Blick.

„Nach Machow? Ganz allein?“ rief Eikstedt erschrocken. „Das ist doch gewagt. Der Weg führt stellenweise durch dichten Wald.“

„Räuber haben wir nicht, und der Pony ist sicher,“ beruhigte Irene.

„Meine Schwester Lotta ist ein eigenes Kraut. Widersprechen darf man ihr nicht,“ meinte Jobst. „Dann setzt sie erst recht ihren Dickkopf auf.“

„Trotzdem finde ich es unverantwortlich, wenn wir eine junge Dame allein in die Nacht hinausfahren lassen. Sie ist ja einfach hilflos, wenn etwas am Geschirr reißt,“ widersprach Eikstedt.

„Lotta weiß sich schon zu helfen. Die schirrt und striegelt ihre Pferde wie der beste Hofkutscher,“ entgegnete Jobst.

Aber die übrigen Herren pflichteten Eikstedt bei.

„Ich lasse mir mein Pferd satteln," meinte der, „reite ihr schnell nach und bringe sie sicher nach Machow."

Um jedem weiteren Widerspruch vorzubeugen, stand Eikstedt auf und befahl dem Burschen, der mit einer neuen Batterie Flaschen angekeucht kam, sein Pferd zu satteln.

„Verursachen Sie nur keinen allgemeinen Aufbruch!" wehrte Irene ab, als Eikstedt sich zum Abschied über ihre Hand beugte. „Jetzt wird's ja erst kühl und schön. Sie werden einen herrlichen Ritt, meine Schwester eine entzückende Fahrt bei dem romantischen Mondschein haben." Ihre Augen lachten den jungen Offizier neckend an. „Grüßen Sie mir die Lotta, Herr v. Eikstedt, und schauen Sie bald wieder zu uns herein. Wir müssen die Zeit Ihres Hierseins noch benützen."

Eikstedt drückte dem Hausherrn die Hand, verbeugte sich vor dem Rittmeister, winkte den übrigen Kameraden einen Gruß zu und ging dann rasch durch das lange Gras der Gartentür zu, vor der sein Pferd schon unruhig scharrte und den Kopf hochwarf.

Der Dragoner riß an der Trense. Eikstedt saß auf. Er faßte alle vier Zügel auf einmal, denn der Fuchs schoß mit einem mächtigen Satz vorwärts. Schnell vom Reiter beruhigt, ging er dann im Schritt über das unebene Pflaster an der bröckeligen Gartenmauer entlang. Wie hübsch sah der mondhelle Garten aus! Die bunten Lampions schaukelten leise hin und her. Der blütenumwundene Kronleuchter warf spielende Schatten über die weißgedeckte Tafel, um die sich die Offiziere in ihren glänzenden Uniformen gruppierten. Dazwischen schimmerte Irenes Kleid in dem hellen Mondlicht. Ihr blondes Haar gleißte wie Silber. Dicht

daneben lehnte Ramin seinen hübschen dunklen Kopf gegen den Baumstamm.

Ein leises Unbehagen überkam Eikstedt beim Anblick der vertraulichen Stellung. Frau Irene war sehr kokett, und Ramin jung und leichtsinnig.

Mit einem Seufzer gab er dem Pferd die Sporen und galoppierte die Landstraße entlang. Lotta mußte sehr rasch gefahren sein und einen großen Vorsprung gewonnen haben, denn nirgends konnte er das Gefährt entdecken. Da vorn fing schon der Wald an. Die Mondstrahlen spielten mit den dunklen Tannen und den schimmernden Birken. Hartweiße Flecke lagen auf den moosigen Steinen. Phantastische Schatten zuckten über den hellbeleuchteten Weg.

Sich immer scharf nach allen Seiten umsehend, bog Eikstedt in den schmalen Weg ein, der an Kornfeldern und Wiesen entlang direkt nach Machow führte. Da sah er denn endlich in einiger Entfernung plötzlich den Ponywagen. Kurz entschlossen ritt er in langem Galopp über die mit Gras und Klee bewachsene Wiese und überholte nun den Wagen leicht, denn Lotta hielt die Zügel lässig in der Hand und ließ den Pony gehen, wie er wollte.

„Gnädiges Fräulein!“ Eikstedt legte die Hand grüßend an die Mütze. „Sie gestatten, daß ich neben Ihrem Wagen herreite und Sie sicher bis Machow bringe?“

Lotta hob erstaunt den Kopf. In dem hellen Mondlicht sah er deutlich, daß sie geweint hatte. Den Grund zu erraten, war nicht schwer. Sie gab sich auch gar keine Mühe, ihre Tränen zu verbergen, sondern strich nur flüchtig mit dem Taschentuch über die feuchten Wimpern. „Wie kommen Sie auf die Idee, mir nachzureiten, Herr v. Eikstedt? Ich finde meinen Weg allein,“ sagte sie herbe.

„Verzeihen Sie, wenn ich gegen Ihren Willen bei Ihnen bleibe," entgegnete er. „Tief in der Nacht ist es nicht ratsam für eine Dame, allein über Land zu fahren. Wie konnten Ihre Geschwister das nur zugeben?"

Sie lachte bitter auf. „Meine Geschwister geben alles zu, solange sie nicht in ihrem Behagen dadurch gestört werden. Ich kam heute nach Dammin, um Jobsts und Irenes Hilfe gegen die beabsichtigte Heirat unserer Mutter anzurufen. Es war vergebens!"

„Ich begreife, wie schwer diese Heirat Ihrer Frau Mutter für Sie sein muß, Fräulein v. Bredau. Aber was wollen Sie dagegen tun? Auch Ihre Geschwister sind machtlos."

Da Lotta den Pony im Schritt gehen ließ, so verhielt auch Eikstedt sein Pferd, dessen weitausgreifende Gangart sich aber nur schwer dem kurzen Trippeln des Ponys anzupassen vermochte.

„Jedenfalls bleibe ich nicht in einem Hause, in dem der Inspektor Brand regiert," rief Lotta.

„Und wenn Ihre Frau Mutter eine Stütze gebraucht?"

„Ich kann ihr keine Stütze, sondern nur noch ein Stein des Anstoßes sein."

„Wollen Sie es nicht wengistens versuchen, ob Sie nicht doch in Machow bleiben können?"

„Ich weiß vorher, daß ich es nicht aushalte. Am liebsten machte ich mich ganz selbständig und finge irgend etwas an."

Ein leichtes Lächeln zuckte um seinen Mund bei dem energischen Ton ihrer Worte. „Welchen Beruf möchten Sie denn wählen, Fräulein v. Bredau?"

„Ja, wenn ich das wüßte! Was gibt's denn für Posten? Hofdame, Krankenpflegerin, Gesellschafterin? Eines so greulich wie das andere."

„Das sind freilich schlimme Aussichten, wenn Ihnen diese Stellungen nicht zusagen.“

„Zur Hofdame fehlen mir die Manieren und Sprachkenntnisse, zur Gesellschafterin die Leidenschaft für Handarbeiten und Lektüre, zur Pflegerin jede Geduld. Am liebsten würd' ich Büchsenspanner bei einem alten Förster, dressierte ihm die Hunde, führe Pferde ein.“

Eickstedt fühlte sich von Lottas burschikosen Äußerungen unangenehm berührt.

Sie las die Mißbilligung in seinem Gesicht. Das reizte sie aber nur zu immer derberen Äußerungen.

„Hören Sie auf!“ bat er endlich lachend. „Wenn Sie so fortfahren, enden Sie mit Ihren Zukunftsplänen noch beim Heuaufladen und Schweinefüttern.“

„Das wäre gar nicht so schlimm. Auf dem Heimatboden wie eine Magd zu arbeiten, würde mir nicht schwer fallen. Mein Bruder ist mir unverständlich. Er müßte Herr auf Machow sein, statt dessen läßt er sich von einem Fremden verdrängen, weil es ihm besser paßt, auf allen Rennplätzen herumzuzotteln und zu jeuen.“

„Glauben Sie wirklich, daß unser Leben aus Reiten und Kartenspielen besteht?“

„Bei meinem Bruder leider.“

„Unser guter Jobst wird sich austoben und noch ein famoser Offizier werden.“

„Oder zugrunde gehen.“

„Heute abend sehen Sie alles sehr trübe an. Später werden Sie über manches milder denken.“

„Nie. Die Handlungsweise meiner Geschwister wird mir immer ebenso unverständlich bleiben wie Ihr Einfall, bei einem kleinen Fürsten Lakaiendienste zu tun.“

Ein ärgerliches Rot lief über sein schmales, vornehm geschnittenes Gesicht. Ein kalter Ausdruck trat in seine

graublauen Augen, mit denen er sie eine Weile hochmütig ansah, ohne zu antworten.

„Jawohl, vollständig unerklärlich finde ich es, daß Sie allem höheren Streben entsagen, um in solcher Umgebung zu versauern."

„Auf Lebenszeit bin ich nicht gebunden," entgegnete er endlich ausweichend.

„Jahrelanger Hofdienst macht zu jedem anderen Beruf untauglich. Er verweichlicht und verflacht. Alles erstickt und erschlafft. Wie konnten Sie nur solch ein Leben wählen?"

„Ich hatte keine Wahl. Ich gehe, weil ich muß. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen." Mit einem ernsten und doch zärtlichen Lächeln sah er vor sich hin.

Sein Ausdruck reizte Lotta. „Vermutlich vergafften Sie sich in das hübsche Lärvchen einer der Prinzessinnen?" stieß sie spöttisch hervor. „Das fehlte nur noch, um die Torheit zu vervollständigen."

„Sie unterziehen die Handlungen Ihrer Mitmenschen einer sehr scharfen Kritik, gnädiges Fräulein," antwortete er kühl. „Wenn man nicht vollkommen orientiert ist, sollte man lieber nicht so hart urteilen."

„Ich habe gar kein Verlangen, die Gründe zu wissen, die Sie bewegen, in einem kläglichen Residenzchen Lakai oder meinetwegen Adjutant zu spielen," antwortete sie hochfahrend. „Aber dort drüben fängt schon das Dorf Machow an. Bitte, lassen Sie mich jetzt allein fahren. Mir kann nichts mehr passieren."

„Wie Sie befehlen." Er verbeugte sich leicht im Sattel.

„Sie begleiteten mich wohl nur zur Vorübung? Bald werden Sie Ihre Prinzessinnen behüten müssen," sagte sie boshaft, indem sie die Hand ausstreckte und den Hals seines Pferdes klopfte. „Der Fuchs geht

übrigens tadellos. Der eignet sich gut zum Bereiterpferd."

„Das hoffe ich." Eikstedt berührte flüchtig Lottas Hand. „Leben Sie wohl, Fräulein v. Bredau. Selbstredend mache ich noch einen Abschiedsbesuch in Machow."

„Bitte, opfern Sie nichts von Ihrer kostbaren Zeit. Ich kann Mama ja eine Empfehlung ausrichten."

„Ganz wie Sie wünschen." Sein Blick streifte ihr Gesicht. In ihren großen schwarzen Augen, mit denen sie zu ihm aufsah, lag plötzlich ein seltsam weicher, weher Ausdruck, den er nicht ganz enträtseln konnte, und der im Widerspruch mit ihren herben, spöttischen Reden stand.

Aber ehe er ihr noch ein herzlicheres Abschiedswort sagen konnte, hatte Lotta ihren Pony mit einem Peitschenhieb vorwärts getrieben.

„Stachelgewächs!" brummte Eikstedt zwischen den Zähnen, warf sein Pferd herum und ritt in schlankem Trabe durch die leise knisternde Pappelallee, an den schläfrig schwankenden Feldern vorbei, seiner Garnison zu.

Lotta wandte den Kopf. Scharf geschnitten wie eine Silhouette hob sich die schlanke, sich gleichmäßig in den Bügeln hebende Gestalt des Reiters gegen den mondhellen Hintergrund ab.

Unwillkürlich faßte sie mit der Hand nach dem Herzen. In ihrer Brust saß ein kleines bitteres Weh. Es saß fest. Sie glaubte die Stelle zu fühlen.

„Vorbei!"

Das Dorf schlief schon, als der Ponywagen über die holperige Straße ratterte. Nur ein paar Hunde bellten, und in den Ställen rasselten die Kühe mit ihren Ketten.

Im Gutshause schimmerte in Frau v. Bredaus Zimmer noch Licht.

Lotta wollte leise an der Tür vorübergehen. Frau v. Bredau hatte aber den Wagen vorfahren und Lotta ins Haus kommen hören. Sie öffnete schnell die Tür.

„Endlich!“ In ihrem Gesicht kämpften Ärger und Erleichterung. „Komm herein, Lotta!“

Das junge Mädchen blieb an der Tür stehen. „Was willst du von mir, Mutter?“ Sie zog die Handschuhe langsam aus und sah ihrer Mutter feindselig ins Gesicht.

„Wo bist du nur so lange gewesen, Kind? Du siehst aus wie ein Gespenst. Wie kannst du nur so allein in der Nacht herumfahren? Ich hätte dir gern jemand entgegengeschickt, aber ich wußte ja gar nicht, wo du warst.“

„In Dammin bei Grotes. Jobst war auch dort.“

„Das traf sich ja glücklich. Da konntest du gleich alle deine Geschwister gegen mich mobil machen.“

Frau v. Bredaus Ton klang spöttisch, aber Lotta merkte die innere Sorge, welche die Mutter empfand, deutlich heraus.

„Und dann warst du wohl noch bei Tante Lilli in Rosenhagen?“

„Nein. Dazu wurde es zu spät.“

„Nun — und was sagen deine Geschwister?“

„Jobst und Irene fügen sich in alles, vorausgesetzt, daß sie ihre Zulagen weiterbeziehen.“

Frau v. Bredau atmete wie erlöst auf. „Habt ihr das etwa bezweifelt? Ich werde meine Kinder doch nicht verkürzen!“ meinte sie ganz heiter. „Roderich wirtschaftet so vorzüglich. Der schafft auch noch für meine kleine Lotta eine hohe Zulage heraus, wenn die einmal heiraten will.“ Sie nahm die Hand der Tochter und sah ihr lächelnd in die Augen. „Trafst du sonst niemand bei Grotes außer Jobst?“

„Viele Herren vom Regiment waren da.“

„Auch Herr v. Eickstedt?“

„Ja. Der begleitete mich auf seinem Pferde bis Machow. Er läßt sich dir bestens empfehlen, Mama. Er geht von Dammin fort und wird Adjutant beim Fürsten Werneburg.“

„Eickstedt geht fort? Wie schade!“

Lotta erriet ihre Gedanken. „Hast du dir etwa Hoffnungen gemacht, Mama?“ fragte sie. Es sollte scherzend klingen und kam doch nur tieftraurig heraus. „Die gib nur auf. Der schöne Eickstedt nimmt dir deine häßliche Tochter nicht ab.“

Sie lachte dabei. Ihr freudloses Lachen tat Frau v. Bredau weh. Aber Mitleid durfte man Lotta nie zeigen.

Die Uhr im Zimmer tickte. Auf dem Tisch stand eine große Glasschale mit weißgoldenen Jasminblüten gefüllt. Die dufteten schwer und süß. Der eine Sessel war dicht neben die Chaiselongue herangerückt. Eine Zeitung lag neben dem Aschenbecher, in dem ein Zigarettenrest langsam verglimmte. Brand hatte sicher erst kurz vor Lottas Kommen das Zimmer verlassen. Heiße Liebesworte, schwüle Küsse schienen in der blumengetränkten Atmosphäre des Zimmers zu liegen.

Frau v. Bredau fühlte sich mit einem Male der Tochter gegenüber schuldbewußt und bedrückt. Denn während sie ihr junges Liebesglück genoß, waren die Hoffnungen der Tochter mit einem Schlage zertrümmert worden. Arme Lotta, wie blaß und müde sie aussah!

„Lotta, du bleibst bei mir. Nicht wahr, du gibst nach?“ Frau v. Bredau zog die Tochter mit einer Aufwallung mütterlicher Zärtlichkeit stürmisch in ihre Arme. „Wie sähe denn das aus, wenn mein Kind sich eine Heimat bei Fremden suchen wollte! Verlaß mich

nicht, Lotta. Jobst und Irene leben ihr Leben für sich. Dich kann ich nicht auch noch entbehren, meine kleine, liebe, wilde Lotta. — Schüttle nicht so eigensinnig den Kopf. Versuchen kannst du's doch, wenigstens ein paar Monate lang! Wenn du dann doch nicht bleiben magst, hindere ich dich nicht länger."

„Gut — ich will's versuchen und vorläufig in Machow bleiben," versprach Lotta, indem sie sich aus den Armen der Mutter losmachte.

„Danke dir, Lotta. Mein gutes Kind! Morgen schreibe ich an Jobst und Grotes, sie möchten Freitag hier essen und von ihren Kameraden mitbringen, wen sie wollen. Da feiern wir meine Verlobung und wollen recht vergnügt sein. Ob Eikstedt nicht auch kommen kann? Er muß sich doch verabschieden!"

„Gib dir keine Mühe, Mutter. Ich habe ihm heute abend schon adieu gesagt und möchte ihn nicht wiedersehen."

„Aber Lotta!"

„Wozu soll das nützen?"

Die Stimme des jungen Mädchens klang so schroff ablehnend, daß Frau v. Bredau das Thema fallen ließ. Sie fuhr lieber fort, das geplante Fest auszumalen.

Lotta stimmte jedem Vorschlag der Mutter bei mit der Apathie eines Menschen, der an einer Leidensstation angekommen ist, von der aus alle äußeren Dinge völlig nebensächlich und gleichgültig erscheinen.

Fünftes Kapitel.

Das Fest zur Feier der Verlobung glückte über Erwarten. Fräulein Lilli v. Bredau, die Schwester des verstorbenen Gutsbesitzers, eine starke ältliche Dame mit Lottas großen schwarzen Augen und schlohweißen

Haaren, nahm zu aller Überraschung die Einladung an und kam. Sie tat dies nur ihrer Nichte Lotta zuliebe, die sie im stillen grenzenlos bedauerte.

Andere Verwandte und ältere Bekannte waren sonst nicht gebeten worden. Grote und Jobst brachten ihre nächsten Kameraden vom Regiment mit, natürlich auch Irenes Schleppenträger, den Leutnant v. Ramin. Jobsts sprudelnde Lustigkeit und Irenes Gewandtheit halfen über jede drohende Verlegenheit hinweg.

Brand, der sich im Frack immer recht unbehaglich und unbeholfen fühlte, verhielt sich ziemlich schweigsam. Das stach gegen seine sonst so laut polternde Art angenehm ab.

Jobst und Irene boten ihm sofort das „Du“ an. Frau v. Bredau strahlte. Sie sah jugendlich und bildschön aus in ihren weißen, fließenden Gewändern, einen Strauß dunkelroter, süßduftender Rosen im Gürtel. Brand verschlang die schöne Braut mit heißen Blicken.

Ein lauer, lichter Sommerabend träumte über Wiesen und Park. Man saß auf der breiten Veranda um den großen runden Familientisch. Die Windlichter brannten ruhig und gleichmäßig. In den Gläsern blinkte die Erdbeerbowle. Aus der Dämmerung des Gartens sandte der blühende Holunder seinen starken, würzigen Atem. Süße Heudüfte mischten sich darein.

Die Gläser klangen. Man brachte die verschiedensten Toaste aus. Der Regimentsadjutant Werner ließ die „Enkel der Braut“ leben, ein nicht gerade sehr taktvoller Einfall, aber Frau v. Bredau lachte belustigt darüber.

Dann kam die Rede auf Jobsts Kommandierung nach Hannover, in der die stolze Mutter eine besondere Auszeichnung zu sehen glaubte.

„Natürlich — das ist sie auch!" Jobst zwinkerte dem Adjutanten bedeutungsvoll mit den Augen zu. „Muttel, das mußt du dir was kosten lassen. Mit der Damminer Zulage reiche ich in Hannover nicht."

„Aber Jobst!"

„Aber Muttel! Das ist doch klar. Damen können das nicht beurteilen. Du mußt mir schon auf mein ehrliches Gesicht hin glauben."

Ein schneller, etwas scheu fragender Blick von Frau v. Bredau streifte Brand. Aber der sah mit undurchdringlichem Ausdruck in sein Glas und sagte nichts. Lotta glaubte ein höhnisches Zucken um seinen Mund zu bemerken.

Frau v. Bredau lenkte schnell das Gespräch auf andere Dinge, um keine Mißstimmung aufkommen zu lassen.

Beim Abschied faßte Jobst die Mutter zärtlich um den Hals und flüsterte ihr zu: „Bevor ich nach Hannover abdampfe, mußt du auch noch alles in Dammin für mich glatt machen — ja?"

Frau v. Bredau erschrak. Sie besaß nur wenig verfügbares Geld. Die Einkünfte aus Machow gingen alle durch Brands Hände. Aber sie mochte dem Sohn, der so freundlich entgegenkommend gegen ihren Bräutigam war, nichts abschlagen. „Schicke mir nur die Rechnungen, Jobst," flüsterte sie zurück. „Gleich nach meiner Hochzeit werde ich mit Roderich sprechen und die Sache ordnen."

„Du bist die herrlichste aller Mütter."

„Und du ein schrecklicher Leichtfuß, mein Junge." Aber trotzdem zog sie seinen Kopf zu sich herunter und küßte ihn zärtlich. „Glaub nur nie, wie Lotta das tut, ich liebte euch jetzt weniger, Jobst!"

„I wo werd' ich so was Dummes denken!" Lachend

sprang er die Treppe hinunter und stieg auf den Krümperwagen zu seinen Kameraden.

Bodo v. Ramin setzte sich auf Irenes Aufforderung zu ihr in den Wagen. Grote mußte mit dem Platz auf dem Bock neben dem Burschen sich begnügen.

„Er verdient's auch nicht besser!“ murmelte Lotta. Sie hing sich ein Tuch um und ging mit Tante Lilli in den dunklen Gartenwegen auf und nieder.

Brand saß noch hinter dem Bowlenrest auf der Veranda, als Frau v. Bredau wieder zu ihm trat. „Na, weißt du, Staat kannst du nicht gerade mit deinen Kindern machen, Lisbeth,“ meinte er in seiner derben Art. „Die Irene läßt sich von jedem jungen Laffen die Cour schneiden. Der Herr Leutnant kann nichts wie Geld ausgeben, und die Lotta mault einem die Butter auf dem Brot ranzig.“

„Das wird sich mit der Zeit schon geben,“ entschuldigte Frau v. Bredau. „Irene und Jobst waren doch schon heute sehr freundlich zu dir, Roderich.“

Brand lachte laut auf. „Der Grund ist nicht schwer zu erraten. Der Herr Jobst hat vermutlich wieder Schulden.“

„Ein paar Rechnungen mögen in Dammin wohl ausstehen. Ehe er nach Hannover geht, müßten die noch beglichen werden.“

„Siehst du wohl?“ triumphierte Brand.

„Ich habe ihm versprochen, alles zu bezahlen, Roderich.“

„Wovon?“

„Von unseren Einnahmen natürlich.“

„Nun, die gehen glatt auf für die Zulagen, das Leben im Hause und neue Anschaffungen. Eine zweite Dreschmaschine muß ich unbedingt kaufen. — Ich will dir was sagen, Lisbeth: so geht's nicht weiter. Meinet-

wegen bezahle die Lieferanten in Dammin, denen dein Herr Sohn Geld schuldig ist, aber weiter keinen Pfennig. Wenn wir verheiratet sind, wird deinem Herrn Sohn und der Irene die Zulage beschnitten. Das ist ja eine gottlose Verschwendung bei den beiden."

„Aber Roderich, das geht doch nicht! Die Kinder kommen ja jetzt schon nie aus."

„Dann werden sie's eben lernen. Denkst du, ich will mich zuschanden arbeiten, damit die schlemmen können? Nichts da. Kann der Herr Jobst mit weniger Geld nicht Leutnant bleiben, so mag er den Abschied nehmen und Landwirt werden."

„Hier bei dir in Machow?"

„Danke höflichst. Aber sonst irgendwo — wo's ihm beliebt."

„Du bist hart gegen meine Kinder, Roderich."

„Ich denke nicht daran. Nur vernünftig bin ich. Wenn's nach dir ginge, würden die bald alles verjuxt haben. Wir müssen auch an die eigene Zukunft denken, Lisbeth. Daß ich arm bin, weißt du. Einen Sparpfennig für mich möchte ich selbstverständlich zurücklegen. Denn wenn du vor mir sterben solltest, wäre ich nicht gern von der Gnade meiner Stiefkinder abhängig."

Das klang alles sehr verständig, und Frau v. Bredau konnte ihrem Verlobten nicht unrecht geben. Trotzdem berührten seine nüchternen Berechnungen wie ein Eiseshauch ihre frohen Hoffnungen. Sollte die Zukunft sich doch vielleicht anders gestalten, als ihre Illusionen es ihr vorspiegelten? Mit einem scheuen Blick streifte sie die Gestalten ihrer Schwägerin und ihrer Tochter, die im eifrigen Gespräch in dem Laubengang vor der Veranda auf und ab wanderten. Sie hätte gern ihr Gespräch belauscht. Gewiß redeten beide hart über sie und ihren Bräutigam.

„Roderich!“ Sie faßte die derben Finger mit ihren weißen, zart geschonten Händen. „Roderich, ich beschwöre dich, sei gut mit meinen Kindern!“

Brand sah erstaunt in ihr erregtes Gesicht. „Gut? Natürlich werd' ich gut mit ihnen sein, wenn sie's nicht zu toll treiben.“

„Das genügt nicht. Du mußt sie liebgewinnen.“

„Liebhaben? Danke. Ich liebe nur dich. Ich gönne dich weder deinen Kindern, die nicht meine sind, noch dem toten Mann im Grabe. Ich wollte, du hättest nur mir gehört — immer nur mir.“

Seine Worte kamen stockend, unbeholfen heraus, aber eine flammende Leidenschaft glühte darin. Und sie, die so lange in einem kalten Nebeneinanderherleben mit einem unheilbar Kranken gefröstelt hatte, fühlte, wie ein neu verjüngender Lebensstrom durch ihre Adern floß.

Sechstes Kapitel.

Die wenigen Wochen bis zur Hochzeit vergingen rasch.

Die Feier fand nur im allerengsten Familienkreise statt. Irene befestigte den Orangenblütenzweig im Haar der Mutter. Lotta stand daneben und reichte der Schwester die Nadeln zu. Sie sprach kein Wort. Frau v. Bredau vermied es, ihre jüngste Tochter anzusehen.

Im Gartensaal, der ganz mit Oleander, Lorbeer und Blumen geschmückt war, hielt der Geistliche die kurze, etwas nüchtern gehaltene Rede. Daran schloß sich ein Frühstück, bei dem Jobst, um die etwas gedrückte Stimmung zu beleben, allerhand Witze riß. Seinem Stiefvater gegenüber schlug er einen kameradschaft-

lichen Ton an, der die Mutter befriedigte, in dem Brand aber doch eine leichte Herablassung herauszuhören meinte, die ihn nicht wenig verdroß.

„Warte nur, mein Junge, dich werden wir bald strammer nehmen," dachte er mit kaum verhehltem Ingrimm, als Jobst leichthin seiner Mutter ein ganzes Paket Rechnungen in Aussicht stellte, denn für Hannover habe er sich notwendig neues Zivil anschaffen müssen.

„Ich denke, ihr dürft nicht in Zivil ausgehen?" fragte Lotta. Es waren fast die ersten Worte, die sie heute sprach.

„Dürfen tun wir's nicht," sagte Jobst lachend, „aber gemacht wird es doch."

Frau Elisabeth lachte. Sie war für jedes scherzende Wort dankbar, das gesprochen wurde, wenn es auch noch so albern war. Lottas traurige Augen, Max Grotes eisige, ihrer Schwägerin Lilli kühl vorwurfsvolle Haltung wirkten niederdrückend auf sie, und erleichtert atmete sie auf, als das Frühstück beendet war und sie sich in ihr Schlafzimmer zum Umkleiden zurückziehen konnte.

Irene half der Mutter. Zuerst sprachen sie nur gleichgültige, auf die Toilette und die beabsichtigte Reise des jungen Paares bezügliche Dinge; als Elisabeth aber im hellen Reisemantel vor der Tochter stand und sich die Handschuhe überstreifte, brachte sie endlich heraus, was schon seit Tagen auf ihren Lippen lag. „Willst du mir einen Gefallen tun, Irene?"

„Gern, Mama."

„Hier im Hause muß doch manches geändert werden. Willst du das übernehmen, während wir fort sind? Wir reisen nach Berlin. Roderich kennt Berlin kaum und möchte sich's gründlich besehen. Bei der Sommer-

hitze eigentlich schrecklich. Aber zu einer weiteren Reise fehlen uns augenblicklich die Mittel."

„Aber Mama, du wirst doch Geld haben?"

„Nein, Kind, wirklich nicht. Das hängt auch mit der Bitte zusammen, die ich an dich richten will."

„Was denn nur, Mama?"

„Ich habe keine neuen Möbel anschaffen können für Roderichs Zimmer. All mein verfügbares Geld ist für Jobsts Schulden weggegangen, und heute sprach er schon wieder von neuen Forderungen. Da kann ich wirklich nicht noch Möbel kaufen. Hier steht ja auch genug herum."

„Gewiß, Mama. Das finde ich sehr verständig," stimmte Irene bei, die keine Spur von Pietät für alte Erinnerungen besaß.

Elisabeth Brand sah die Tochter etwas unsicher an, als sie hastig fortfuhr: „Roderich wird also eures Vaters Stube benützen, ganz so wie sie jetzt ist. Kein neues Stück verlangt er für sich. Bringe du das Lotta bei. Und hier mein Schlafzimmer räumst du auch um, nicht wahr?"

„Gewiß, du sollst zufrieden sein."

„Und mache vor allen Dingen Lotta klar, daß das keine Herzlosigkeit von uns ist, sondern nur Sparsamkeit und Vernunft."

„Versuchen will ich's gern. Aber du kennst ja Lotta."

„Sie will während unserer Abwesenheit zu Tante Lilli gehen."

„Das ist gut," rief Irene erleichtert. „Dann häb' ich hier freie Hand. Sonst gibt's für jeden anders gerückten Stuhl eine Szene. — Also nach Berlin wollt ihr? Darum beneide ich dich, Mama. Wenn du zu Gerson kommst, suche mir doch eine hübsche Spitzentoilette aus. Ich habe wirklich nichts anzuziehen für

das Gartenfest bei Stechows. Gerson hat mein Maß. Aber du mußt ihn gleich bezahlen, bitte. Mein Konto bei ihm ist überlastet. Er schrieb mir neulich schon einen Mahnbrief. Wenn du also ein bißchen an meiner Rechnung abzahlen könntest, wäre ich recht dankbar. Ich richte dir auch alles hier inzwischen möglichst hübsch ein."

Frau Elisabeth seufzte. Die Fügsamkeit ihrer älteren Kinder war recht kostspielig und Lottas Hartnäckigkeit sehr unbequem. „Nun, ich will sehen, was ich tun kann, Irene," versprach sie. „Aber in Zukunft —"

„Ist schon gut, Mama. Du wirst doch an deinem Hochzeitstag nicht schelten? Dazu bist du ja viel zu hübsch und jung. Du mußt dir selbst recht schöne Toiletten in Berlin besorgen. Jetzt fängst du ja dein Leben von neuem an."

Elisabeth Brands Gesicht heiterte sich auf. Irene war doch eigentlich recht liebenswürdig. Arm in Arm ging sie mit der Tochter in den Gartensaal zurück, um sich von den anderen zu verabschieden.

Lotta ließ sich nicht blicken. Sie sei zu den Leuten gegangen, die in der Scheune ihr Festessen hatten, meinte Jobst.

Die Mutter bestellte ihr einen Gruß. Sie wollte nicht zeigen, wie schmerzlich Lottas Härte sie berührte.

Der Wagen rollte vom Hof. Aus der offenen Scheune schrieen ein paar Leute: „Hoch!"

Frau Elisabeth wehte mit dem Taschentuch. Brand schwenkte den Hut. Eine Staubwolke wirbelte von der Landstraße auf, in der der Wagen bald verschwand.

„So, Kinder, nun wollen wir's uns gemütlich machen," rief Jobst und hakte seinen Uniformkragen auf. „Bestell mal Kaffee und Wein, Irene."

„Ich dächte, wir führen besser nach Hause," fiel Grote ein. „Ich muß noch arbeiten."

„Wann hättest du nicht zu arbeiten?“ spottete Irene.

„Und wann hättest du Lust, zu Hause deine Pflicht zu tun?“ fuhr Grote seine Frau gereizt an.

„Bitte sehr, ich habe jetzt hier Pflichten zu erfüllen,“ antwortete sie mit angenommener Wichtigtuerei. „Ich soll in Machow die Zimmer für das junge Paar umräumen und —“

„Das laß doch Lotta besorgen.“

„Mama hat mich ganz allein damit beauftragt. Ich fahre in den nächsten Tagen her und bleibe in Machow, bis alles fertig ist.“

Dieser Gedanke tauchte plötzlich in Irene auf und hatte viel Verführerisches für sie. Lotta blieb in Rosenhagen und störte sie nicht. Bodo v. Ramin konnte täglich herüberreiten und sie besuchen. Wie reizend, ihn einmal ohne die lästige Gegenwart ihres Mannes zu sehen!

Ihre Laune wurde plötzlich ausgelassen lustig. Grote beobachtete seine Frau erstaunt. Diese jähen Stimmungswechsel waren ihm stets unverständlich. —

„Nun, Lotta, wie ist denn die Stimmung der Leute? Sind sie vergnügt?“ fragte Tante Lilli, als Lotta nach einer geraumen Weile wieder eintrat.

„Sie essen Kalbsbraten mit warmem Kartoffelsalat und trinken Bier dazu. Daher sehen sie heute alles von der rosigen Seite an,“ antwortete Lotta. „Ein paar Gespräche hörte ich allerdings mit an, die nicht gerade schmeichelhaft für Brand klangen, aber an meinen Vater, der so engelsgut zu seinen Leuten war, dachte wiederum auch kein einziger.“

„Du verlangst zu viel.“

„Nur sein alter Diener hat keinen Tropfen Wein über die Lippen gebracht,“ fuhr das junge Mädchen bewegt fort. „Die Flasche stand noch unberührt vor

ihm. ‚Ich kann nicht, Fräulein,‘ klagte er, ‚mir ist's, als ob ich den seligen Herrn damit verriete.‘ Dabei liefen ihm die Tränen aus den Augen.“

„Quatsch!“ rief Jobst ärgerlich. „Wahrscheinlich verträgt der Alte keinen Wein, oder er wollte eine bessere Sorte haben.“

Lotta sah dem Bruder fest ins Gesicht. „Der Alte zeigt eben mehr Herzenstakt wie die eigenen Kinder.“

„Du gehst zu weit, Lotta!“ mahnte Tante Lilli.

„Ja wirklich, ich bin froh, daß du Lotta mit nach Rosenhagen nimmst, Tantchen,“ meinte Irene. „Sie ist so aufgeregt, daß sie mir hier nur Schwierigkeiten machen würde.“

„Ganz und gar nicht. Richte alles ein, wie's dir und Mama beliebt,“ entgegnete Lotta kurz. „Wenn nur Papas Zimmer unberührt bleibt.“

Irene machte ein etwas verlegenes Gesicht und antwortete nicht.

„Soll darin etwa auch etwas geändert werden?“ fragte Lotta scharf. Eine schreckliche Ahnung tauchte in ihr auf bei Irenes befangener Miene.

„Nichts soll geändert werden,“ antwortete Irene nach einer kleinen Pause langsam. Sie zögerte bei jedem Wort, weil sie nicht wußte, wie Lotta es aufnehmen würde. „Brand will es ganz so, wie es jetzt ist, benützen. Mama und er sind zu sparsam, um eine neue Einrichtung anzuschaffen, und — mein Gott, Lotta, fall nur nicht gleich in Ohnmacht, du wirst ja ganz weiß. Komm, trinke einen Schluck Wein.“

Lotta stieß die Hand der Schwester heftig zurück. Das Glas schwankte in Irenes Hand. Der Wein floß über ihr Kleid. Mit ärgerlichem Gesichtsausdruck rieb sie an den dunklen Flecken herum, während Lotta,

ohne auf des Bruders und der Tante Vorstellungen zu achten, fortlief.

Gleich darauf hörten die Zurückbleibenden ein dumpfes Schlagen, Dröhnen und Splittern.

„Was ist denn das?“ fragte Grote erstaunt.

Jobst hob lauschend den Kopf. „Wahrhaftig, Lotta ist imstande und haut Papas Möbel kurz und klein, nur damit Brand sie nicht benützen kann.“

Irene sprang auf, die anderen folgten ihr. Je näher sie des verstorbenen Herrn v. Bredaus Zimmer kamen, um so lauter dröhnten die Schläge.

Jobst stieß die Tür auf. In der Mitte der Stube stand Lotta hochaufgerichtet, glühend wie eine Rachegöttin, mit heißem Gesicht und geschwungenem Beil, das sie mit der Wucht der Verzweiflung auf den schon gänzlich verdorbenen Schreibtisch niedersausen ließ, während der alte Diener des Verstorbenen, der in Machow seine wohlverdiente Ruhe genoß, mit verstörten Zügen die Splitter und Holzteile zusammenlas.

„So — das verbrennen Sie heute noch, Christian,“ befahl Lotta. Sie beachtete die Eintretenden gar nicht, sondern fuhr in ihrem Zerstörungswerk fort, bis Tante Lilli vortrat und ihr den Arm festhielt.

„Lotta, aber Lotta!“ sagte sie mit sanftem Vorwurf. „Würde dein Vater das wohl gebilligt haben?“

„Vernichtung ist besser wie Entweihung,“ gab das junge Mädchen kurz zurück. „Jeder Schlag ist mir selber aufs Herz gefallen, Tante Lilli. Aber es mußte sein. — Die Krücken und den Rollstuhl schaffen Sie hinauf in meine Stube, Christian. Auf die wird Herr Brand wohl keinen Wert legen.“

„Wie du dich anstellst wegen der alten Möbel, Lotta!“ schalt Irene, als der Diener hinausgegangen war. „Wenn Brand Papas Witwe zur Frau kriegt,

so kann er meinetwegen auch noch den Schreibtisch dazu nehmen."

Jobst lachte laut auf.

Lotta drehte beiden den Rücken. „Komm, Tante Lilli, wir wollen fahren," bat sie. „In Jobsts und Irenes Gesellschaft werde ich heute noch krank."

Jobst verbeugte sich tief. „Danke verbindlichst. „Mut hat dieser Brand. Eine Lotta zur Stieftochter — brrr!"

Lotta wollte eine heftige Antwort geben, aber Tante Lilli zog sie schnell hinaus.

Während der Fahrt blieb das junge Mädchen sehr still. Erst als die Türme des zierlichen, im Rokokostil erbauten Hauses von Rosenhagen sichtbar wurden, nahm sie die Hand der Tante und küßte sie.

„Verzeih, das waren häßliche Eindrücke für dich, Tante Lilli. Deinetwegen hätte ich manches nicht tun und sagen sollen."

Dieses Zugeständnis des leidenschaftlichen Mädchens rührte Fräulein v. Bredau tief. „Laß gut sein, Lottakind," meinte sie freundlich. „Wir wollen alles Unangenehme vergessen und uns in Rosenhagen an meinen Rosen erfreuen."

„Ich wollte, ich dürfte ganz hier bleiben," seufzte Lotta.

Aber Tante Lilli schüttelte den Kopf. „Das würde dir bald langweilig werden. Bei mir ist's zu einsam und still für dich."

Der Gedanke, die wilde Nichte ganz bei sich zu behalten, hatte nichts Verlockendes für Fräulein v. Bredau. Lotta kam ihr immer wie ein Wirbelwind vor. Die paßte nicht in die friedliche Rosenstille ihrer Zimmer.

Der Wagen bog in einen Park mit französischen Anlagen ein. Viereckig verschnittene Zypressen standen

in Abständen auf dem niedrig geschorenen Rasen. Um einen wunderstillen, glatten Teich mit breiten grünen Seerosenblättern ragten auf grauen, blütenumsponnenen Sockeln verwitterte Sandsteinfiguren. Hohe Taxushecken, weiße Kieswege führten zu dem Schlößchen, vor dem sich ein Rosenparterre weit ausbreitete — Rosen in allen Farben und Sorten, heißduftende dunkelrote, schwermütige gelbe, tausendblättrige rosa Rosen. Eine stille, blütendurchtränkte Luft stand im Garten.

Der alte grauhaarige Diener empfing die Damen am Fuß der Treppe. Vor einer weißen Rokokobank war auf einem runden Tisch der Tee in durchsichtigen Sevrestassen bereits serviert.

Fräulein v. Bredau bediente die Nichte. Ihr zufriedener Gesichtsausdruck verriet, wie froh sie war, Machow und all den unangenehmen Verwicklungen dort entronnen zu sein. Brands Benehmen und Aussehen stießen sie ab. Sie begriff Lottas Abscheu gegen diese Heirat ihrer Mutter durchaus. Trotzdem riet sie ihr dringend zur Mäßigung.

„Gönne dir selbst Ruhe, Kind,“ bat sie. „Verbanne alle bösen, rachsüchtigen Gedanken. Wenn du nicht mit anderen barmherzig sein willst, so sei barmherzig gegen dich selbst. Denn nichts ist qualvoller und aufreibender, als Haß und Groll zu empfinden.“

Aber zu der Höhe dieser Weisheit konnte Lotta sich noch nicht erheben. Als sie merkte, wie unangenehm der Tante ihre leidenschaftlichen Äußerungen waren, unterdrückte sie diese zwar, aber im stillen nagten Haß und Groll weiter an ihr. Dadurch wurde der Verkehr zwischen den beiden etwas gezwungen. Lottas tatkräftiger Natur behagte überdies das einförmige Stillleben in Rosenhagen gar nicht auf die Dauer. Sie hatte oft den Wunsch, weit hinauszulaufen. Der zier-

lich gehaltene, altmodische Garten mit den steifen Hecken war ihr viel zu klein. Überall, wohin sie sah, gab's Grenzen und Hindernisse. Auch in den kleinen Zimmern mit den eingelegten Rosenholzkommoden, dünnbeinigen, seidenbezogenen Sofa und zierlichen Fauteuils befürchtete sie stets eine der zahllosen herumstehenden Porzellanfiguren umzuwerfen und im Gespräch an eines der Vorurteile der Tante anzustoßen. Geduldig ging sie zwar jeden Morgen stundenlang mit in den Rosengarten und sammelte die von Fräulein v. Bredau abgeschnittenen verwelkten Rosen und verwehten Blätter auf, aber diese Beschäftigung kam ihr doch recht zwecklos vor. Französische Klassiker, diese von Tante Lilli bevorzugten Autoren, waren erst recht nicht Lottas Geschmack. Ebensowenig wie die gemächliche Art, im bequemen Landauer, von zwei feisten braunen Pferden gezogen, ein Stündchen in der Abendkühle spazieren zu fahren. Trotzdem Lotta vor dem Zusammenleben mit Mutter und Stiefvater graute, sehnte sie sich bald sehr nach der Ungebundenheit in Machow zurück, nach dem weiten, schattigen Park, in dem Tyras mit langen Sprüngen ihr voraneilte, nach ihren wilden Ritten quer durch die Felder.

Die Tante merkte der Nichte die innere Ungeduld deutlich an. Sie selbst empfand auch Heimweh nach ihrer ungestörten Einsamkeit.

Siebentes Kapitel.

Max Grote saß am Fenster und hielt Maidi auf seinen Knien. Der kleine Junge spielte mit seinem ausgestopften Bären in einer Ecke.

Es war sehr schwül draußen, bleierne Glut lastete auf den Straßen. Mit Sehnsucht wurde seit lange ein

Gewitter erwartet, ein erlösender Regen. An den Straßenecken wirbelte der Wind den trockenen Staub auf, in den Häusern war die Luft heiß und dick.

Maidi lehnte ihr blondes Köpfchen an die Schulter des Vaters. Die Gewitterluft ließ sie wie ein ängstliches Vögelchen verstummen.

Irene saß am Fenster und beobachtete den sich immer mehr verdunkelnden Himmel. Grote konnte über den Rand des Sessels hinweg ein Stück ihres zarten Profils sehen. Plötzlich richtete sich Irene auf und sah interessiert auf die Straße hinunter.

„Wahrhaftig, da kommt Frau v. Studnitz auf unser Haus zu," rief sie lebhaft. „Ihre Röcke wehen wie eine Fahne im Winde. Ihr Hut sitzt ganz schief auf dem linken Ohr. Zum Totlachen sieht sie aus."

„Will sie zu uns?" fragte Grote.

„Es scheint so. Vielleicht möchte sie das Gewitter hier abwarten. Bleib nur sitzen, Max. Ich werde sie nebenan empfangen."

Grote, der schon Miene gemacht hatte, aufzustehen, setzte sich wieder hin. „Frau Oberst v. Studnitz," meldete im selben Augenblick der Diener.

Irene zupfte vor dem Spiegel eilig ihr gelockertes Haar hoch. „Ich lasse bitten." Dann lief sie auf die Ecke zu, in der Bubi stillvergnügt spielte, und hob ihn ohne weiteres auf. Der Kleine, in seinem Spiel gestört, verzog den Mund.

„Sei gut, Bubi, du bekommst nachher Schokolade," versprach Irene.

„Laß das Kind doch lieber hier," meinte Grote und richtete seine Augen ernst auf die junge Frau.

Reizend sah sie aus mit dem dicken, niedlichen Jungen auf dem Arm, der sein rotbackiges Gesichtchen an ihr zartes, weißes drückte. Brauchte Irene das Kind, um

Frau v. Studnitz in der Haltung einer glücklichen Mutter zu gefallen? Wollte sie die Kinderlose damit ärgern oder nur deren Aufmerksamkeit ablenken? Seit einiger Zeit empfand er einen unbestimmten Argwohn gegen Irene und mutmaßte in jeder, vielleicht ganz harmlosen Handlung eine bestimmte Absicht.

„Die Studnitz ist vernarrt in Kinder, weil sie selbst keine hat,“ warf Irene hin. „Hoffentlich bleibt sie nicht allzulange. Sowie das Gewitter vorbei ist, will ich nach Machow fahren. Mama kommt nun bald zurück, da muß ich mich mit meiner Räumerei eilen.“

Grote antwortete nicht, und Irene ging ins Nebenzimmer, dessen Tür sie hinter sich zuzog. Aber das Schloß schnappte nicht ein, so daß ein Spalt offen blieb. Grote mochte sich nicht bemerkbar machen, blieb also auf seinem Stuhl sitzen. Im Anfang achtete er auch gar nicht auf das Gespräch der beiden Damen, das sich um gleichgültige Dinge drehte. Nach einer kleinen Weile nahm es indessen eine Wendung, die ihn erstaunt aufhorchen und mit gespannter Aufmerksamkeit lauschen ließ. Wenn er auch nicht alles verstand, so wurde ihm doch der Sinn der Unterredung völlig klar.

Frau v. Studnitz, eine ältliche, angenehm aussehende Dame mit gütigem Gesichtsausdruck, bewunderte zuerst mit Entzücken den niedlichen kleinen Jungen, der ihr zutraulich sein Händchen gab und dann auf dem Schoß seiner Mutter zufrieden mit ihrer langen goldenen Uhrkette spielte.

„Sie haben wirklich besonders reizende Kinder, liebe Frau v. Grote. Ich wundere mich eigentlich, daß Sie noch nach anderer Unterhaltung Verlangen tragen,“ sagte Frau v. Studnitz. Ein ernster Unterton klang durch ihre Worte.

„Gnädige Frau, Sie haben keine Kinder," wehrte Irene lächelnd ab, „sonst würden Sie wissen, daß man mitunter der kleinen Quälgeister auch müde wird, obgleich man sie natürlich schrecklich liebhat und nie mehr missen möchte."

„Das verstehe ich in der Tat nicht," entgegnete Frau v. Studnitz etwas kurz. „Wenn ich so glücklich wäre, ein Kind zu besitzen, so würde mich das vollständig ausfüllen."

„Meine Kinder sind recht gut gehalten, sollte ich denken," entgegnete Irene schnippisch, „obgleich in meinem Kopf auch noch für andere Dinge Raum sein muß." Sie strich über Bubis seidenweiche Locken und zupfte sein gesticktes weißes Kleidchen zurecht.

„Ja, Ihre englische Wärterin hält die Kinder sehr sauber."

Irene errötete. „Gnädige Frau, darf ich fragen, ob Sie mit diesen Bemerkungen einen bestimmten Zweck verbinden?"

Frau v. Studnitz zögerte. Ihrer zurückhaltenden Natur, der jedes Einmischungsgelüste fernlag, war die Aufgabe entsetzlich, mit der ihr Mann sie beauftragt hatte. Sie sollte der kleinen koketten Frau ins Gewissen reden, sonst müsse er mit Grote selbst sprechen.

Sie nahm Irenes Hand. „Bitte, vergessen Sie vollständig, daß ich die Frau des Regimentskommandeurs bin," sagte sie herzlich. „Denken Sie, ich wäre Ihre ältere Schwester."

„Der Anfang klingt ja vielversprechend," dachte Irene. „Jetzt kommt sicher etwas Unangenehmes. Irgend eine Klatscherei natürlich über mich und Ramin. — Gnädige Frau sind sehr freundlich," meinte sie dann etwas förmlich, indem sie das Kind vom Schoß herunter auf den Teppich setzte.

„Ich bin gar keine Diplomatin," fuhr Frau v. Studnitz fort, ohne den Einwurf zu beachten, „und sage Ihnen darum gerade heraus, liebe Frau v. Grote, daß Ihr allzu häufiger Verkehr mit Ramin Anstoß erregt. Man spricht darüber im Regiment und, wie ich befürchte, auch schon in der Stadt."

„Ich muß doch mit den Kameraden meines Mannes verkehren. Meine Beziehungen zu Herrn v. Ramin sind keine anderen wie zu den übrigen Herren."

„Sie sind zu jung und zu anziehend, um ohne Gefahr —"

Irene lächelte geschmeichelt. „Ihr Herr Gemahl wünscht doch selbst, daß seine Offiziere häufig in den Familien verkehren sollten, statt abends im Kasino oder in der ‚Falle' zu sitzen," fuhr die junge Frau zungengewandt fort. „Ich finde, man könnte mir nur dankbar sein, daß ich den jungen Offizieren einen gemütlichen Familienverkehr gestatte, statt über mich zu klatschen."

„Wenn Sie meinen Worten diese Deutung beilegen, Frau v. Grote, so bleibt mir nichts anderes übrig, als in Zukunft zu schweigen," antwortete Frau v. Studnitz verletzt. „Sie sind hiermit gewarnt. Ich fürchte, wenn Sie meine Worte nicht beherzigen, so wird mein Mann sich doch noch genötigt sehen, mit Ihrem Gatten oder mit Ramin selbst zu reden. Er muß als Regimentskommandeur jeder unangenehmen Möglichkeit vorzubeugen suchen."

„Hoch lebe der Kommiß!" rief Irene scharf auflachend.

Frau v. Studnitz biß sich auf die Lippen. „Ich sprach ausdrücklich als gute Freundin und nicht als Frau des Kommandeurs zu Ihnen, Frau v. Grote," sagte sie nach einer Pause kühl, aber mit völlig beherrschter Stimme. „Es ist stadtbekannt, daß Sie sich beständig mit Ramin beim Reiten oder sonstwie zu treffen wissen."

„Und was ist dabei? Ob er mich hier im Hause oder wo anders trifft, ist doch gleich."

„Nicht ganz. Jedenfalls kann ich Ihnen nur dringend raten, meine Warnung zu beherzigen."

„Wenn ich jetzt plötzlich meinen Verkehr mit Ramin einschränken wollte, so sähe das aus, als ob ich mich schuldig fühlte. Wir haben uns aber durchaus nichts vorzuwerfen."

„Desto besser. Sorgen Sie nur dafür, daß das so bleibt. Mehr verlangen wir ja nicht. Es wäre aber ratsam, wenn Sie auch den Anschein vermieden, als ob Ihnen an dem Verkehr mit diesem jungen Offizier besonders viel läge."

„In gewisser Beziehung liegt mir in der Tat viel daran. Mich nach dem Damminer Klatsch zu richten, fällt mir nicht ein."

Frau v. Studnitz stand auf. „Nun, dann ist weiter nichts zu sagen."

„Gnädige Frau müssen das Gewitter noch abwarten," bat Irene geschmeidig. Ganz verderben durfte sie es nicht mit der Frau des Kommandeurs.

„Ich danke," entgegnete Frau v. Studnitz kühl. „Wenn ich mich beeile, komme ich wohl noch trocken heim." Sie strich gütig über Bubis blondes Köpfchen, der Abschied von Irene aber fiel recht kühl aus.

Die junge Frau begleitete den Besuch höflich zur Tür, aber jede wußte genau, daß die andere keineswegs freundlich über sie dachte, daß diese Aussprache weder klärend noch erwärmend gewirkt haben konnte.

Kaum hatte Frau v. Studnitz das Haus verlassen, als das Gewitter losbrach. Die Fenster klirrten, der Wind riß die Gardinen auseinander und schlug alle Türen im Hause zu.

Irene lief nach den Fenstern und schloß sie, erschreckt

von den blendenden Blitzen und dem prasselnden Regen.

In dem schmalen Salon wurde es fast ganz dunkel. Nur ab und zu fuhr ein schwefelgelber Blitz herunter, der alles blendend erhellte.

Irene stand wie betäubt, die Hände in ihr Kleid krampfend, dessen blaue Farbe im Schein der Blitze ganz weiß wurde. Entsetzt wandte sie sich um, weil sie die Blitze nicht sehen mochte, erschrak aber nur noch mehr, als ihr Mann plötzlich vor ihr stand. Bei dem Grollen, Prasseln und Toben hatte sie sein Eintreten nicht gehört, und auch seine Anrede blieb ihr zunächst unverständlich. Sie zuckte die Achseln und zeigte auf ihre Ohren, um ihr Unvermögen, ihn zu verstehen, anzudeuten.

Da er mit dem, was er zu sagen beabsichtigte, nicht gut gegen das Donnergrollen ankämpfen konnte, so wartete er, bis die lauten Schläge in dumpfes Murren übergingen und auch der Regen leiser niederrauschte.

„Ich habe dein Gespräch mit Frau v. Studnitz teilweise mitangehört," sagte er dann. Sein Ton klang streng.

„Nun, für deine Ohren war es eigentlich nicht bestimmt. Aber da du die Unterredung belauscht hast, nimmst du hoffentlich meine Partei und sprichst Herrn v. Studnitz dein Mißfallen über die Einmischung seiner Frau aus."

„Das werde ich ganz gewiß nicht tun. Ich bin im Gegenteil durchaus mit der Auffassung des Obersten einverstanden und ihm dankbar."

„Wann wärest du nicht einverstanden, wenn die Menschen mich ärgern!"

„Davon ist keine Rede. Niemand will dich ‚ärgern'. Studnitzens möchten nur dem Klatsch vorbeugen. Ich

habe dich schon oft gewarnt, Irene, und bitte dich jetzt dringend, Frau v. Studnitz zu folgen."

„Fällt mir nicht ein. Damit würde ich ja zugeben, daß sie recht hat."

„Das hat sie auch. Diese Courmacherei ist albern. Ich bin ihrer längst überdrüssig."

„Aber ich nicht."

„Darauf kommt es nicht an. Du mußt dich nach meinen Wünschen richten. Dein Verkehr mit Ramin ist zu intim. Du machst dich und mich lächerlich, wenn dir immer ein Leutnant in der Schleppe hängt."

„Was kann ich dafür, wenn die Herren sich in mich verlieben?"

„Das würde ihnen gar nicht einfallen, wenn du sie in Ruhe ließest."

„Meinst du?" Ein ärgerliches Rot lief über Irenes Gesicht. „Wenn ich auf deine Galanterie angewiesen wäre, stünde es freilich schlimm um mich. Du hast nichts im Kopf wie deine Laufbahn und die Kinder."

„Und du bemühst dich, mir mein Vorwärtskommen zu verderben durch deinen Leichtsinn, und die Kinder vernachlässigst du geradezu."

„Durchaus nicht. Ich bin nur nicht überängstlich wie andere alberne Mütter und nicht so närrisch verliebt in die kleinen Affen wie du."

„Du denkst eben immer nur an dich selbst. Dein Egoismus wird nur von deiner Eitelkeit übertroffen," rief er bitter.

„Danke verbindlichst!" Sie warf den Kopf zurück. „Bei dieser Auffassung meines Charakters kannst du dich nicht wundern, wenn ich Verkehr mit Menschen suche, die mich zu schätzen wissen."

„Ramin zum Beispiel."

„Jawohl — der auch."

„Und bis wie weit willst du diese Spielerei treiben?“

„Das weiß ich noch nicht. Das hängt von allen möglichen Dingen ab.“

„Hör mal zu, mein liebes Kind!“ Grote trat dicht vor seine Frau hin. „Ich lasse dir im allgemeinen viel Freiheit, schon aus dem Grunde, weil ich keine Zeit habe, immer hinter dir herzulaufen.“

„Gott sei Dank! Ich weiß nicht, für wen das langweiliger wäre, für dich oder für mich,“ lachte sie spöttisch. „Du hast nur Interessen für deine taktischen Aufgaben und kannst wirklich nicht verlangen, daß die auch den Brennpunkt meiner Gedanken bilden sollen.“

„Tue ich auch nicht, aber ich verlange —“

„Ich weiß schon, was du verlangst: daß ich den ganzen Tag die Kinder herumschleppen oder in der Küche stehen soll. Du hast Ansichten wie aus der Arche Noah! Warum hast du nicht lieber eine hausbackene Gans geheiratet, die ebenso denkt?“

„Als ich dich heiratete, Irene, warst du ein liebes, unschuldiges Kind von achtzehn Jahren. Konnte ich ahnen, daß du dich nach einer so entgegengesetzten Richtung entwickeln würdest?“

„Dann muß ich wohl in meiner Ehe sehr wenig Befriedigung gefunden haben und deshalb nach Liebe und Anerkennung bei anderen suchen,“ entgegnete sie ungerührt.

„Glaubst du vielleicht, ich hätte in unserer Ehe gefunden, was ich suchte?“

„Nun gut, so war's also ein beiderseitiger Irrtum, und wir haben uns nichts vorzuwerfen.“

„Was du mir vorwerfen kannst, weiß ich allerdings nicht,“ fuhr Grote in dem selbstbewußten Tone fort, der Irene stets so maßlos reizte. „Was ich dir vorwerfen muß, sagte ich bereits.“

„Zur Genüge.“

„Willst du das also ändern?“

„Keineswegs. Du lebst dein Leben für dich, ich das meinige. Lassen wir's also dabei. Es ist ganz bequem so.“

„Denkst du gar nicht an unsere Kinder? Wenn nun Maidi heranwächst —“

„Lieber Himmel, die ist kaum vier Jahre alt!“ Irene lachte hell auf. „Deren Moral werde ich wohl noch nicht schädigen.“

In einer unbezwinglichen Aufwallung von Zorn faßte er ihren Arm. „Sprich nicht so frivol!“ herrschte er sie an. „Schämen solltest du dich!“

„Laß mich los! Du tust mir weh!“ Sie rang ihre Hand aus der seinen, streifte den Spitzenärmel hoch und besah voller Empörung die roten Stellen, die der harte Druck seiner Finger zurückgelassen hatte. „Du selbst solltest dich schämen, so roh gegen mich zu sein!“

„Wie du alles zu drehen verstehst!“ entgegnete er mit ungeduldiger Verzweiflung. „Wenn ich nicht an die Kinder dächte —“

„Nun, sprich es nur aus: so könnte ich gehen, wohin ich wollte. Was?“

„Meinetwegen — ja!“ schrie er halb sinnlos vor Empörung über ihren leichtsinnig spöttischen Ton. „Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende! Und das ist unsere Ehe. Jeden Tag bin ich auf irgend einen Skandal gefaßt, der meiner Stellung und der Zukunft meiner Kinder schaden kann.“

„Also mir würdest du nichts in den Weg legen, wenn ich unsere Ehe trennen möchte?“ fragte sie langsam.

„Um meinetwillen sicherlich nicht,“ entgegnete

Grote immer noch in Weißglühhitze. „Ich denke nur —“

„An deine Stellung und deine Kinder!“ fiel sie rasch ein. „Das ist mir zur Genüge bekannt. An Stelle des Herzens hast du nur Ehrgeiz. Wundere dich nicht, wenn ich dich noch einmal beim Wort nehme.“

Sie ging zur Tür.

„Wo willst du hin?“ fragte Grote rasch.

„Nach Machow. Das sagte ich dir ja schon.“

Eine Sekunde fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, sie wird sich dort mit Ramin treffen. Aber er verwarf ihn wieder. Heute war Gasttag im Regiment, bei dem kein Offizier fehlen durfte.

Ohne weiteren Widerspruch, aber auch ohne ein freundlicheres Abschiedswort ließ er Irene gehen.

Als es Zeit wurde, sich umzukleiden, ging er mit einem Gefühl dumpfer Niedergeschlagenheit in sein Ankleidezimmer, um die Litewka mit der Uniform zu vertauschen.

Nebenan in der Kinderstube rief eine Stimme nach ihm. „Vater — Vater!“

Der Ton dieser kleinen Stimme drang durch seinen Körper wie ein heftiger Schmerz. Die Tür ging auf. Maidi kam herein.

„Wo gehst du denn hin, Vater?“ fragte sie.

Grote beugte sich nieder und nahm den kleinen blonden Kopf in seine Hände. „Maidi — meine Maidi!“ Seine Stimme erstickte.

Das Kind klammerte sich an ihn. „Gehst du fort, Vater? Bleib doch bei mir. Ich bin so allein. Mama ist weggefahren.“

Er antwortete nicht und wendete sich ab.

„Meine Kinder sind mutterlos!“ sagte er nach einer

Weile vor sich hin. Eine große Bitterkeit lag in den wenigen Worten.

Er ging, ohne sich umzusehen, rasch hinaus.

Achtes Kapitel.

„Herr Leutnant, Herr Leutnant!“ Der kleine Bäckerjunge reckte sich hoch, um durch das niedrige Fenster ins Zimmer hineinzusehen, in dem der Leutnant Bodo v. Ramin beschaulich mit seiner Zigarette am Fenster saß.

Ramin beugte sich hinaus. „Was gibt's denn, Junge? Was willst du von mir?“

Unten auf der naßgeregneten Straße vor seinem Hause stand ein Junge, der einen großen Korb mit Broten am Arm hielt.

„Ach so, ich soll wohl wieder altbackenes Brot für meine Pferde kaufen? Nichts zu machen. Heute ist schon der Fünfundzwanzigste. Da hab' ich nichts für solche Ausgaben übrig.“

„Nee, Herr Leutnant, ick hab' ja bloß 'n Briefchen für Sie.“

Die schmutzige Faust streckte sich durchs Fenster und hielt ihm einen rosa Brief hin.

Ramin griff hastig danach. „Wer gab dir das?“

Der Junge grinste. „Das wird wohl drinne stehen.“

Der Ausdruck in dem kecken Jungengesicht berührte Ramin unangenehm. „Da hast du einen Nickel, Bengel, und nun troll dich!“

„Wird jemacht.“ Der Junge warf seinen Brotkorb auf den Rücken und ging pfeifend davon.

Ramin riß den Brief auf. Ein leiser Veilchenduft flog durchs Zimmer. Er atmete den süßen Geruch mit bebenden Nasenflügeln ein. Die fließende, flüchtige

Schrift hatte er sofort erkannt. Schnell überflog er die wenigen Zeilen.

„Ich muß Sie heute unbedingt noch sprechen. Reiten Sie nach Machow hinaus. Das ist am sichersten. Alle Ihre Kameraden sind im Kasino. Mein Mann auch. Ersinnen Sie irgend eine Entschuldigung für Ihr Nichterscheinen."

„Welch wahnsinniger Einfall!" flüsterte er. „Gerade heute! Was kann nur zwischen Grote und ihr vorgefallen sein, daß sie mich durchaus sprechen muß? Die arme kleine Frau!"

Ramin preßte den Zettel zusammen. Seine Ritterlichkeit war sofort bereit, Irenes Partei zu nehmen. Grote war ihm überdies von jeher unsympathisch gewesen.

Unruhig ging er im Zimmer hin und her. Er hatte der eleganten, koketten jungen Frau den Hof gemacht, ihr auch, durch ihre herausfordernden Briefe verlockt, seine Leidenschaft für sie gestanden. Aber alles mehr in Form eines Scherzes. Ernst hatte er die ganze Sache bisher nie aufgefaßt. Auch waren die innersten Tiefen seines Herzens eigentlich völlig unberührt geblieben. Nur seine Eitelkeit fühlte sich geschmeichelt, seine Sinne erregt.

„Was läufst du denn wie ein Panther im Käfig herum?" Sein Zimmernachbar Leutnant v. Rohr steckte den Kopf zur Tür herein. „Zieh dich lieber an, Bodo. Heute ist doch Gasttag. Ich wollte dich abholen."

„Ich kann heute nicht ins Kasino gehen. Entschuldige mich beim Obersten."

„Nanu — was ist denn los? Du weißt doch, der Alte liebt kein Ausschließen von diesen Abenden."

„Ja — ja, aber ich habe rasende Kopfschmerzen.

Ich würde verrückt bei dem Trompetenblasen und dem allgemeinen Geschrei."

„Du siehst eigentlich recht munter aus und lügst mir natürlich was vor, Verehrtester?"

„Rohr, glaube mir, ich kann nicht anders!"

Ramins Ton klang so gequält, daß Rohr auch ernst wurde. „Bodo, ich warne dich. Reite heute nicht nach Machow!" bat er eindringlich. „Man spricht schon darüber. Wenn der Oberst oder gar Grote erfahren, daß du heute, statt ins Kasino zu kommen, nach Machow zu einem Stelldichein mit Frau Irene geritten bist, kommst du in des Teufels Küche — und die kleine Frau auch. Verkehre überhaupt nicht so viel bei Grotes. Ich gehöre ja auch nicht zu ihrem ‚intimen Kreis' und befinde mich recht wohl dabei."

Ramins Antwort klang so befangen, daß Rohr merkte, er habe mit seinen Vermutungen das Richtige getroffen.

Trotzdem konnte er Ramin zu keiner Sinnesänderung bereden.

„Meinetwegen will ich dir also lügen helfen," meinte er endlich. „Wir müssen uns aber genau verabreden, damit unsere Aussagen sich nicht widersprechen. Also du liegst im Bett mit Kopfschmerzen und Erbrechen?"

„Danke schön. Das klingt mir doch zu sehr nach Sekt und Kater."

„Du bist auch im Rausch, Bodo, und der Katzenjammer wird nicht ausbleiben."

„Predige morgen weiter, Rohr. Heute laß mich allein."

„Schick deinen Burschen mit einer Meldung zum Obersten, daß du krank bist."

„Meinetwegen tot, gestorben, begraben — alles, was ihr wollt."

„Wo ist denn dein Bursche?“

„Wie soll ich wissen, wo der Bengel sich 'rumtreibt! Nimm du den Zettel mit, Rohr. Du gehst ja an der Wohnung vom Obersten vorbei.“

Rohr merkte die Unruhe, mit der Bodo ihn fort haben wollte, und tat ihm den Gefallen, zu gehen. Er begriff, daß bei der aufgeregten Stimmung des Freundes sich doch mit ihm jetzt nichts anfangen ließ. Der einzige Dienst, den er ihm erweisen konnte, war, den Vorgesetzten und Kameraden das plötzliche Unwohlsein möglichst glaubhaft hinzustellen.

Dies glückte ihm auch so gut, daß nur allseitiges Bedauern, aber kein Zweifel laut wurde. — —

Ramin wartete ungeduldig, bis Rohr das Haus verlassen hatte. Sobald er das Zuschlagen der Tür hörte, warf er seine Litewka über den Stuhl und zog Zivil an.

Die Dämmerung mußte er abwarten, dann erkannte ihn so leicht niemand. Wenn die Kameraden erst alle sicher im Kasino saßen, lief er kaum Gefahr, entdeckt zu werden. Daß der Bursche, weil er seinen Leutnant im Regimentshaus wähnte, weggegangen war, hatte zwar mancherlei Unbequemlichkeiten, paßte aber anderseits vorzüglich.

Er sattelte selbst sein Pferd und zog es aus dem Stall. Der Fuchs verließ nur ungern die Haferkrippe.

Im Schritt ging's über das holperige Pflaster, dann im beschleunigten Tempo auf Seitenwegen zur Stadt hinaus. Keiner bekannten Seele begegnete er. Sollte ihn wirklich noch jemand bemerken, so konnte er seine Kopfschmerzen vorschützen, die einen einsamen Ritt in der Abendkühle notwendig gemacht hätten.

Eine unbestimmte Ahnung sagte ihm, daß Irene ihm entgegengehen würde. Er gab daher sein Pferd

in einem kleinen Gehöft vor Machow ab und ging zu Fuß weiter durch den schweigenden Sommerabend.

Sein aufgeregtes Blut hämmerte in jedem Puls. Obgleich er Irene erwartet hatte, überraschte es ihn doch, als er ihre schlanke Gestalt sich plötzlich von dem Hintergrunde einer grauschimmernden Weidengruppe ablösen und auf sich zukommen sah.

Er blieb stehen, um das Vergnügen, sie langsam sich nähern zu sehen, auszukosten. Sie war die graziöseste Frau, die er kannte. Ihre weichen, lässigen Bewegungen, ihr gleitender Gang übten immer einen besonderen Zauber auf ihn aus.

Jetzt stand sie dicht vor ihm und hielt ihm die Hand hin. Sie trug ein blaßgraues Kleid, das mit leisem Surren den Boden streifte. Über ihrem blonden Haar lag ein loses Flortuch, das ihr zartes Gesicht wie ein Nebelgespinst umwehte.

„Ich mußte Sie heute noch sprechen.“ Ihre Stimme klang atemlos. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind.“

„Wenn Sie rufen, komme ich immer,“ entgegnete er einfach.

„Wirklich?“ Ihre Augen lachten ihn halb zärtlich, halb spöttisch an.

„Mein Wort darauf!“ versicherte er.

„Wir wollen weiter ins Feld gehen,“ bat Irene. „Hier ist's noch schwül. Dort wird's freier sein. — Man hat Sie doch nicht vom Gut aus gesehen?“

„Nein, ich stellte mein Pferd vorher bei einem Bauern ein.“

„Das ist gut. Wir müssen vorsichtig sein. Ich habe mir auch ein Alibi geschaffen. In Machow weiß die Wirtschafterin, daß ich mit Kopfschmerzen im Bett liege. Als ich alle Dienstboten sicher beim Abendbrot wußte,

konnte ich heimlich aufstehen und mich unbemerkt wegschleichen. Der Zimmerschlüssel ist sicher in meiner Tasche. Wenn man inzwischen an die Tür klopft, schlafe ich eben fest."

„Was ist zwischen Ihnen und Grote vorgefallen?" fragte Bodo Ramin statt jeder Antwort.

„Eine häßliche Szene. Frau v. Studnitz besuchte mich heute und hielt mir eine Rede wegen meines zu freien Benehmens. Mein Mann muß gehorcht haben, denn kaum war sie fort, so kam er herein und beschuldigte mich der abscheulichsten Dinge, drohte mit Scheidung, mißhandelte mich und —"

„Er mißhandelte Sie!" fuhr Ramin empört auf. Das Blut stieg ihm heiß in die Stirn.

„Ja. An meinem Arm sind noch die Spuren seiner zärtlichen Berührung zu sehen." Sie streifte den Ärmel etwas hoch. Auf der zarten, weißen Haut war nicht das kleinste Zeichen einer Verletzung zu bemerken. Trotzdem drückte Ramin seine Lippen mit leidenschaftlichem Mitleid auf ihren Arm.

„Und das haben Sie für mich ertragen?" fragte er mit erstickter Stimme.

Sie nickte stumm.

Beide atmeten tief. Über ihnen war der Horizont weit und blaß. Ein matterleuchtetes Weiß noch ohne Sternenglanz. Die silberne Mondsichel schob sich schmal und gespenstig über den Himmelsrand empor. Feuchter Nebeldunst wallte von den gemähten Wiesen auf und vermischte sich mit dem Getreidegeruch der reifenden Felder. Eine Fledermaus irrte wie ein kleiner dunkler Schemen über ihren Köpfen hin.

Irene blieb mitten auf dem schmalen Weg zwischen den schläfrig schwankenden Halmen stehen.

Sie standen beide dicht nebeneinander in der

schwülen Sommernacht auf dem einsamen Felde, das der rote Mohn wie lodernde Hochzeitsfackeln durchflammte.

„Irene, Sie müssen sich von Ihrem Mann trennen," sagte Ramin. „Ich kann nicht ertragen, daß er Sie schlecht behandelt."

Sie schüttelte ratlos den Kopf. „Was soll denn aus mir werden? Zu meiner Mutter kann ich nicht gehen. Ihre zweite Heirat macht mir das unmöglich. Und die Stellung einer geschiedenen Frau ist auch entsetzlich."

„Die würden Sie nicht lange zu ertragen haben," stieß er unbedacht hervor.

Der schwüle Atem der Sommernacht, der starke, schwere Geruch des Korns, der Anblick ihrer schlanken Gestalt — das alles stieg ihm zu Kopf wie starker, berauschender Wein und verwirrte seine Sinne.

„Wenn Sie mir Ihre Zukunft anvertrauen wollen," fuhr er fort.

Sie senkte den Kopf. Er sah, daß ein paar schwere Tränen an ihren braunen Wimpern hingen. Langsam lösten sie sich und fielen auf die halbwelke blasse Rose an ihrer Brust.

Er beugte den Kopf und trank mit seinen Lippen die zwei glitzernden Tropfen von dem kühlen Blumenkelche fort. Im nächsten Augenblick fühlte er, daß ihre Arme seinen Hals umschlangen.

Und dann — ja dann wußten sie beide nichts mehr, als daß um sie herum das flüsternde Korn duftschwer rauschte, der brennende Mohn sie anlachte und oben am Himmel die Sterne seltsam zu schwanken schienen. Schwül war die Luft und schwül die Küsse, die sie tauschten.

„Verlaß mich nicht!" flüsterte Irene. „Ich bin so

einsam ohne dich! Mein Mann liebt mich nicht. Er lebt sein Leben für sich und denkt nur an seine Laufbahn. Die Befürchtung, daß ich ihm darin schaden könnte, ist seine einzige Sorge. Alles andere ist ihm gleich. Ich könnte lieber heut wie morgen von ihm gehen."

„So laß ihn laufen!" Ramin preßte die schlanke Gestalt der jungen Frau an sich. Der Atem verging ihr fast unter seinen leidenschaftlichen Küssen.

Irene strich ihr verwirrtes Haar aus der Stirn. „Das geht nicht so rasch." Seine Leidenschaft drohte ihr das Spiel aus der Hand zu reißen. Und ein Spiel sollte es bleiben. Im Ernst dachte sie gar nicht an eine Scheidung von ihrem Mann. Nur im Fall, daß Grote wirklich ungemütlich würde, war es gut, sich Ramins fest zu versichern. „Versprich mir aber, daß du nie eine andere Frau wie mich lieben und heiraten willst!" bat sie. Ihr blonder Kopf lag wieder an seiner Schulter.

„Ich verspreche es dir." Mit einem heißen Kuß besiegelte er dies wahnsinnige Gelübde, dessen Tragweite ihm gar nicht klar war.

Sie strich über sein Gesicht mit ihrer schlanken, kühlen Hand. „Wie hübsch du bist!" schmeichelte sie. „Braun wie ein Zigeuner, schlank wie eine Tanne und kühn — kühn bis zur Tollheit. So hab' ich die Männer gern. Und du magst nur blonde Frauen leiden — nicht wahr? Blond, binsenschlank, so ein Irrwisch wie ich, der dich nachts in die Felder lockt. — Vor mir hast du noch keine Frau geliebt, Bodo?"

Aber das beteuerte er zu ihrer Verwunderung nicht sofort, sondern wandte etwas befangen den Kopf weg. „Wozu jetzt von solchen Dingen reden!" sagte er endlich. „Wir wollen uns nicht die schöne Stunde ver-

derben. Das ist eine alte, traurige Geschichte, längst abgetan und vorbei."

„Erzähle mir davon!" bat Irene neugierig. „War's auch eine Frau, die du liebtest?"

„Nein, es war — es war ein junges Mädchen." Er sprach merkwürdig stockend und abgebrochen.

„Wie hieß sie?"

„Rosemarie."

„Wie reizend das klingt! So nach Schönheit und Frömmigkeit."

„Beides war sie auch, schön und fromm. Du konntest es nicht richtiger ausdrücken," antwortete er bewegt.

„Warum hast du denn die reizende Rosemarie nicht längst geheiratet?" fragte Irene etwas schnippisch. Sie merkte an dem zärtlichen Ton, mit dem er sprach, daß der Zauber dieser Mädchenblume noch nicht vergessen war, und das verdroß sie.

„Die alte Geschichte!" antwortete er mit einem Seufzer. „Sie hatte nichts, und ich nicht genug, um eine arme Frau zu ernähren."

„Was ist denn aus ihr geworden? Hat sie einen anderen geheiratet?"

„Nein, sie ist barmherzige Schwester und pflegt Kranke. Seit Jahren habe ich direkt nichts mehr von ihr gehört. Meine Mutter ist noch mit ihr befreundet. Ich werde sie wohl nie wiedersehen."

„Desto besser. Vergiß alles und alle außer mir!" Irene warf sich wieder in seine Arme. „Ich will dir das Leben schön machen durch meine Liebe. Aber zu uns darfst du vorläufig nicht mehr so oft kommen. Grotes Argwohn muß erst einschlafen. Aber ich habe in Dammin eine alte Gouvernante, die alles für mich tut. In deren Wohnung können wir uns ungestört sehen. Der Bäckerjunge, der in unserem Hause wohnt,

ist wie geschaffen zum Liebesboten und rennt für ein paar Groschen, so oft ich will, um meine Briefe zu dir zu besorgen."

In seiner verliebten Erregung willigte Ramin in alles.

Die Sterne am violetten Himmel schienen zu wachsen. Wie Sonnenblumen auf dunklem Waldboden schossen sie auf.

Es war eine von jenen sehnsuchtsvollen Sternennächten, in denen das Verlangen nach Liebe und Glück zu einem rasenden, unersättlichen Verlangen anschwillt.

Endlich machte Irene sich frei. Mit einem Seufzer richtete sie sich aus seinen Armen auf. „Laß mich jetzt gehen, Lieber, Liebster. Sonst wird in Machow die Haustür geschlossen."

„Ich will dich bis ans Haus bringen. Du kannst nicht so spät allein gehen."

„Nein — nein. Bleib nur hier. Wir dürfen auf keinen Fall zusammen in Machow gesehen werden," widersprach sie hastig.

Dem mußte er beistimmen, obgleich ihr Weg durch das einsame Feld ihn beunruhigte. Er blieb stehen und sah ihr nach. Die zarte Gestalt glitt wie ein Nebelstreif durch die wogenden Halme. Der blonde Kopf, von dem weichen Schleier umweht, tauchte ab und zu über den Spitzen der hohen Ähren auf, dann verschwand alles wie ein Phantom, und er stand allein in der sternfunkelnden Nacht, in dem einsamen Felde mit schwer und dumpf schlagendem Herzen und wild klopfenden Pulsen.

Langsam ging er endlich. Der Rausch verflog. Ein junges, stolzes Mädchengesicht tauchte in seiner Erinnerung auf. Zwei ernste graue Augen sahen ihn mit traurigem Vorwurf an.

Er biß die Zähne übereinander aus Schmerz und Zorn.

Vor dem Gehöft wartete der Bauer schon mit dem Pferd. Ramin drückte ihm ein großes Geldstück in die Hand.

Der Mann griff höflich dankend an die Mütze. „Ik dank' ok, Herr Leutnant."

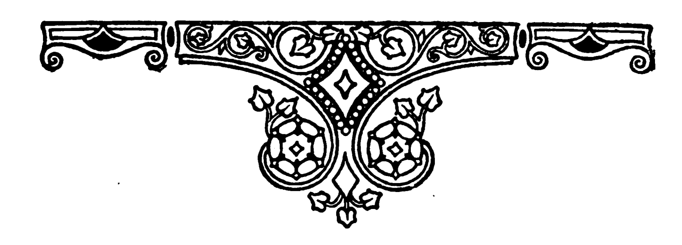
Ramin zuckte unangenehm überrascht zusammen. Hatte der Mann ihn erkannt?

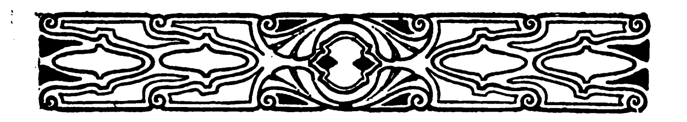
Er saß auf und ritt nach Hause.

Über den Feldern lag die kalte, glanzlose Hülle des fallenden Taus. Dann und wann unterbrach ein Flügelschlag in den Ästen der Bäume oder ein Rascheln am Boden die Stille.

Der einsame Reiter spürte jeden Tritt seines Pferdes wie einen stechenden Schmerz im Kopf und im Herzen.

(Fortsetzung folgt.)





Der Einbrecher.

Novellette von A. Oskar Klaußmann.

Mit Bildern von A. Wald.

rau Agathe seufzte tief auf und ließ die Hand, die den Brief hielt, in den Schoß sinken. Ihre Augen starrten auf das bunte Muster des Teppichs, über den der Sonnenstreifen, der durch das Erkerfenster fiel, langsam weiterkroch.

„Welche Egoisten doch diese Männer sind! Und wie unzart sie sind! Nie können sie auf das Gefühl einer Frau Rücksicht nehmen. Feingefühl geht ihnen vollständig ab. Und Egoisten müssen sie wohl sein, sonst hätten sie nicht die Eigenschaften, die wir Frauen an den Männern bewundern."

Es klopfte draußen an der Flurtür. Frau Agathe ging hinaus. Ihre schlanke Gestalt bewegte sich in graziösem Rhythmus. Die junge Witwe war eine schöne, stattliche Frau. Selbst ihre Freundinnen erkannten das an.

Frau Sabert stand vor der Flurtür, Frau Sabert, die Reinmachefrau, plump, dick, aber ehrlich und fleißig.

„Ich wollte heute mit dem Salon anfangen," erklärte sie. „Morgen kann ich erst später kommen, ich muß meinen Jüngsten zur Schule bringen. Das erste Mal muß ich mit ihm gehen, sonst heult sich der Bengel tot. Na, Gott sei Dank, es ist der letzte vom Dutzend."

„Kommen Sie nur herein, Frau Sabert. Sie können im Salon anfangen, Sie stören mich nicht.“



„Der Portier hat mir auch einen Brief für Sie mitgegeben, Frau Geheimrat. Da ist er.“

Frau Agathe wußte schon, was in dem Briefe stand. Der Hauswirt wollte wissen, ob Frau Agathe die Woh-

nung länger behalten würde, oder ob er den Zettel heraushängen dürfe, daß vom nächsten Termin die Wohnung frei sei.

„An Ihro Hochwohlgeboren die verwitwete Frau Geheimrat Agathe v. Tremling hierselbst“ stand in altmodischen Buchstaben und altmodischem Stil auf dem Briefumschlag.

Verwitwete Frau Geheimrat — wie das klang! Wie ehrwürdig und wie alt dieser Titel machte! Eine verwitwete Frau Geheimrat von kaum dreißig Jahren! Der Titel hätte besser für eine Dame gepaßt, die doppelt so alt gewesen wäre.

Frau Agathe mußte sich also nunmehr entscheiden. Die Wohnung war viel zu groß für sie — acht Zimmer für eine einzelne Frau, die nicht einmal ein Dienstmädchen hatte, weil sie lange auf Reisen gewesen und des Ärgers überdrüssig war. Sollte sie eine kleine Wohnung nehmen von drei bis vier Zimmern? Sie würde sich in solch beschränkten Räumen nicht behaglich fühlen, der Druck der Vereinsamung, den sie empfand, würde nur noch mächtiger, noch quälender werden als bisher. Es war eben alles noch in der Schwebe, noch in der Entwicklung begriffen, feste Entschlüsse noch nicht gefaßt, sichere Pläne für die Zukunft noch nicht gemacht.

Der Hauswirt kam mit seinem Drängen auf Entscheidung ebenso ungelegen, wie der, dessen Brief Frau Agathe gelesen hatte, als die Reinmachefrau sie in die Prosa des Lebens zurückrief.

Sie nahm den Brief nochmals in die Hand. „Gnädige Frau! Wollen Sie die Güte haben, mir mitzuteilen, wann mein Besuch in den nächsten Tagen Ihnen nicht ungelegen kommt. Ich habe Ihnen eine wichtige, für mich wenigstens sehr wichtige Sache vorzutragen.

Ihrer freundlichen Gegenäußerung harrend habe ich die Ehre zu sein

Ihr ergebener

Friedrich Braun."

Wie steif, wie feierlich sich das las! So schrieb der Mann, der so herzlich lachen konnte! Es klang geradezu geschäftsmäßig. Aber die Männer behandeln ja auch Gefühlssachen geschäftsmäßig und nennen das dann mit Stolz „korrektes Verhalten". Die wichtige Sache, die Braun Frau Agathe vorzutragen hatte, war nichts anderes als ein Heiratsantrag, den er Frau Agathe machen wollte — drei Tage, nachdem das Trauerjahr herum war!

Wie unzart!

Konnte er nicht noch warten? Sie lief ihm doch nicht davon, und Konkurrenz brauchte er nicht zu fürchten. Aber das ist so Männerart, rücksichtslos und rasch zuzugreifen, wenn man etwas erreichen will. Wenigstens war das die Art der Männer vom Schlage Brauns. Ihr verstorbener Mann hätte anders gehandelt; der wäre vor lauter Überlegen und Erwägen gar nicht zu einem Resultat gekommen und hätte dann die Sache seiner Mutter überlassen, wie er es bei seiner Werbung um Agathe getan hatte.

Welch ein unselbständiger, kleinlicher, pedantischer Mensch war doch dieser Verstorbene gewesen — trotz seiner sonstigen guten Eigenschaften! Und trotz seiner Unselbständigkeit war er eigensinnig und eifersüchtig in der Ehe darauf bedacht gewesen, das Kommando zu behalten. Agathe hatte ja mit ihm eine sogenannte „glückliche Ehe" geführt, eine ruhige, ach nur zu ruhige Ehe. Es war die Ruhe der Einöde, der Wüste, in der die Dämonen der Einförmigkeit und Langeweile hausten! Und sie hatte von einem Leben geträumt voll

Schönheit, voll leuchtender Farben, voll Bewegung, Streben und Kämpfen!

Diese Ehe hatte nur drei Jahre gedauert und war kinderlos geblieben. Dann war der kaum fünfundvierzigjährige Geheime Regierungsrat plötzlich an einer Lungenentzündung gestorben. Wie viele langweilige Gesellschaften, Familiensimpeleien und offizielle Abfütterungen hatte Frau Agathe in diesen drei Jahren durchgemacht! Aber diese Veranstaltungen der bleiernen Interesselosigkeit, der einschläfernden Gleichmäßigkeit sollte sie nach der Meinung des Herrn Gemahls als die Wonnen dieses Daseins betrachten, als Wonnen, die nur noch übertroffen wurden von den jährlichen Ferienreisen, die immer nach demselben einsamen Gebirgsorte unternommen wurden, weil es dort billig war und der etwas menschenscheue Herr Geheimrat dort keine Bekannten traf. Auf die Billigkeit hätte der Herr Geheimrat bei seinem großen Vermögen wahrlich nicht zu sehen brauchen. Aber er war kleinlich auch im Geldausgeben.

In der Öde dieser drei Ehejahre hatte es eigentlich nur einen einzigen Lichtblick gegeben. Das war, als drei Monate vor dem Tode des Geheimrats sein Jugendfreund Friedrich Braun nach Berlin zurückkehrte und seinen Besuch machte. Auf der Straße hatte er den Geheimrat getroffen, und dieser hatte ihn mit nach der Wohnung gebracht und zum Abendessen dabehalten. Das war ein Leben voll Streben, Kampf und Sieg, voll leuchtender Farben, wenn Friedrich Braun von dem Bahnbau in Südafrika erzählte, bei dem er als Ingenieur tätig gewesen war. Mit wenigen Worten verstand er landschaftliche Herrlichkeiten, Menschen und Tiere zu schildern. Wie schlicht und doch wie wirkungsvoll wußte er von der

Überwindung der Hindernisse zu berichten, die beim Bahnbau durch Berge, Täler, Flüsse, Sümpfe, Menschen und Tiere sich ergaben, und die der feste Wille des Ingenieurs besiegt hatte. Dieser blonde Hüne mit dem gebräunten Gesicht, dem dröhnenden, natürlichen Lachen erschien Agathe wie ein Adler, der hoch über den Bergspitzen schwebt und über weite Länder hinsieht, und neben ihm der Gatte wie eine Landschildkröte, deren Horizont nur meterweit geht.

Als Braun gegangen war, übte der Geheimrat an ihm eine kleinliche Kritik. Fürchtete er, dieser großzügige Kraftmensch könne Eindruck auf die junge Frau gemacht haben? Wollte er diesen Eindruck wieder verwischen?

Er nannte Braun einen Abenteurer und meinte, es würde nie etwas Ordentliches aus ihm werden. Er habe keine Ausdauer, könne nicht ausharren in den heimatlichen Verhältnissen, sein Zigeunerblut treibe ihn immer wieder hinaus in die Welt.

Agathe war sehr ärgerlich geworden über die Art und Weise, in der ihr Gatte hinterrücks über den Jugendfreund gesprochen hatte. Aber es blieb doch von diesen Verdächtigungen und Herabsetzungen eine Art Niederschlag in Agathes Seele zurück. Wenn sie den Namen Friedrich Braun hörte, dann erschienen vor ihrem geistigen Auge sofort in deutlicher Schrift die Worte „Abenteurer und Zigeunerblut“.

Braun war nicht wieder eingeladen worden, und nach wenigen Wochen starb der Geheimrat. Braun hatte sich Agathe zur Ordnung des Nachlasses zur Verfügung gestellt, trotzdem er außerordentlich in Anspruch genommen war. Er war in angesehener, leitender Stellung bei einer Gesellschaft, die Kleinbahnen baute. Nach dem Tode des Gatten war Agathe

zuerst zu Verwandten in die Provinz und dann einige Monate auf Reisen gegangen. Zum Winter war sie nach Berlin zurückgekehrt, und trotzdem sie nur wenige Gesellschaften besuchte, war sie doch immer wieder mit Braun zusammengekommen. Darüber war sie sich bald klar: er suchte ihre Gesellschaft, er bemühte sich, Möglichkeiten zu finden, durch die er in ihre Nähe kam.

Er liebte sie, das verriet er ihr durch tausend Kleinigkeiten, wenn er auch noch nicht ein einziges Wort von seinen Gefühlen gesprochen und bisher auch die leiseste Anspielung unterlassen hatte.

Er liebte sie, und ihr Herz begann sich für ihn zu erwärmen trotz allen Sträubens.

Sie wollte ihn aber noch hinhalten, das war sie sich selbst schuldig. Sie wollte ihm also mitteilen, daß sie eine unaufschiebbare Reise angetreten habe und ihn daher vorläufig noch nicht empfangen könne. Dieses „vorläufig" konnte ja auf Monate ausgedehnt werden. Dann würde sie mit sich fertig geworden sein. Dann konnte sie entweder ihrem Herzen folgen, wenn es für den „Abenteurer" sprach, oder ihrem Kopfe, der ihr riet, auf ihre Freiheit nicht zu verzichten. Die Männer sind ja nach der Hochzeit alle anders als vorher. Der Mann ist und bleibt ein Egoist, selbst wenn er sich als Freier in aufopferndster Selbstlosigkeit zeigt.

Um sich selbst zu zwingen, ganz überlegt zu sein und zu bleiben, beschloß sie, an das Grab des Verstorbenen zu gehen. Sie mußte sowieso nach den Kränzen sehen, die am Jahrestage seines Todes von Verwandten und Bekannten auf dem Grabe niedergelegt worden waren. Es gibt ja nichts Abscheulicheres als einen Grabhügel mit welken, fauligen Kränzen.

Agathe machte Toilette. Zum ersten Male nahm

sie zu dem schwarzen Trauerkleid einen weißen Halskragen und schmale, weiße Manschetten. Ihre ganze Erscheinung sah jetzt heller und freundlicher aus. Der Halskragen bildete einen hübschen Abschluß für ihr längliches, frisches, sanftgerötetes Gesicht, über dem die Fülle dunkelblonder Haare sich bauschte. Die braunen Augen blickten etwas schwermütig drein, aber sie waren klar und glänzend.

„Ich gehe jetzt, Frau Sabert," rief sie der emsig Schaffenden zu. „Wenn Sie fertig sind und weggehen, schließen Sie die Flurtür hinter sich ab."

„Wird besorgt, Frau Geheimrat," rief die Reinmachefrau von der Höhe der Trittleiter herab, auf der sie stand, um die für elektrisches Licht eingerichtete Bronzekrone im Salon zu säubern.

Frau Agathe nahm eine Droschke und fuhr nach dem alten Friedhofe, auf dem die Familie des verstorbenen Gatten ein Erbbegräbnis hatte. Sie ging zuerst zum Kirchhofinspektor, um wegen der Pflege des Grabes in ihrer Abwesenheit mit ihm zu sprechen. Dann suchte sie das Erbbegräbnis auf und setzte sich auf die Gartenbank, die innerhalb der Umzäunung angebracht war.

Der Kirchhof war wenig besucht. Nur hier und dort sah man ältere Frauen an Gräbern beschäftigt. Ein einzelner alter Mann, niedergedrückt, weißhaarig, stand eine Zeitlang an einem Grabe. Er sprach wohl ein Gebet, denn seine Lippen bewegten sich leise. Mit langsamen, schleppenden Schritten verließ er dann den Ort des Friedens.

Die Sonne sank, nur über den Dächern flammte der helle, leuchtende Widerschein weiter. Es wurde kühl auf dem Friedhofe, trotzdem es schon Ende Mai war. Das Straßengeräusch drang nur gedämpft bis zu dem stillen Erbbegräbnis herüber.

Ein Schmetterling, ein roter Fuchs, gaukelte um eine abgebrochene Marmorsäule, die als Denkmal auf einem Grabe stand. Agathe sah dem Schmetterling



sinnend nach. War das die Seele des Verstorbenen, der unter dem Grabmal ruhte? Können die Verstorbenen herabsehen auf diese Erde, haben sie Kunde von dem, was nach ihrem Tode geschieht? Können sie zürnen wegen Handlungen ihrer Hinterbliebenen?

Würde der Verstorbene zürnen, wenn Agathe eine neue Ehe einging?

Schwarze, schmale Käfer mit orangefarbigen Querstreifen auf den Flügeln, sogenannte Totengräber, krochen auf den Gräbern zu Agathes Füßen herum. Tod und Verwesung kündigten diese Käfer an. Die Menschen, die da unten lagen, kümmerte sicher nichts mehr, was auf Erden geschah, was von ihren Hinterbliebenen unternommen wurde.

Agathe schritt langsam dem Ausgange zu. Als sie draußen von dem lebhaft pulsierenden Leben der Großstadt, von dem Strome des Verkehrs aufgenommen wurde, tat ihr das wohl. Sie freute sich des Lebens, auf das sie ja ein Recht hatte mit ihren dreißig Jahren.

Sie wollte zunächst den Aufschubbrief an Braun schreiben und beschloß, nach dem Frauenklub zu gehen, dessen Mitglied sie war. Im Lesezimmer fand sie Material zum Briefschreiben.

Sie schrieb ihm, sie müsse eine unaufschiebbare Reise antreten, aber sofort nach der Rückkehr würde sie seinen Besuch gern entgegennehmen.

„Ob er sich ärgern wird, wenn er meinen Brief bekommt? Aber ich brauche ja gar nicht zu wissen, in welcher Absicht er kommen wollte.“

Mit dieser echten Frauenlogik beruhigte sich Agathe selbst. Sie steckte den Brief in ihre Kleidertasche, nachdem sie ihn frankiert hatte, um ihn auf dem Heimwege in den Briefkasten zu werfen.

Nun ging Agathe nach dem Speisezimmer, um dort das Abendbrot zu sich zu nehmen. Sie kam beim Spielzimmer vorbei, aus dem Lärmen und Streiten drang. Sie beeilte sich, an diesem Raume vorüberzukommen. Dort hausten jeden Nachmittag die Skatspielerinnen des Klubs, Damen, denen Agathe in

weitem Bogen aus dem Wege ging. Diese Spielerinnen waren im ganzen Klub gefürchtet, sie waren rechthaberisch und eigensinnig. Beinahe jedesmal endete das Spiel mit einem großen Zank und unter heiligen Schwüren und Versicherungen, daß man sich nie wieder dazu hergeben würde, mit den anderen zu spielen. Am nächsten Tage aber saßen die „Skatmusen“, wie sie im Klub genannt wurden, wieder zusammen, rauchten Zigarren und stritten sich.

„Das wird auch dein Los sein,“ sagte sich Agathe, als sie an dem Spielzimmer vorüberging. „Das Ende eines freudlosen, vereinsamten Lebens.“

Im Speisezimmer war wenig Leben. Agathe aß nur eine Kleinigkeit und ging dann nach den Gesellschaftszimmern. Sie fühlte das Bedürfnis nach Unterhaltung und nach Ablenkung ihrer Gedanken.

In dem größeren Gesellschaftszimmer saßen die anwesenden Damen dicht beieinander und besprachen eifrig das Ereignis des Tages. Die Abendzeitungen hatten berichtet, eine alleinstehende, vermögende Frau sei in ihrer Wohnung von einem oder mehreren Unbekannten überfallen, zu Boden geschlagen und aller Wertsachen, die sich in der Wohnung befanden, beraubt worden. Die Überfallene lebe zwar noch, sei aber bewußtlos und nicht vernehmungsfähig.

Frau Weinert, die Küchenvorsteherin des Klubs, berichtete Näheres. „Sie ist gestern abend aus einer Gesellschaft nach Hause gekommen und sofort niedergeschlagen worden, als sie in ihrer Wohnung Licht machen wollte. Ehe sie einen Hilferuf ausstoßen konnte, lag sie bewußtlos und blutend am Boden. Niemand im Hause hat etwas von dem Überfall bemerkt. Der oder die Einbrecher hatten die ganze Nacht Zeit, um in der Wohnung Umschau zu halten und das Wertvollste an

sich zu nehmen. Es sind Wertpapiere und Silbersachen, Juwelen und goldene Schmucksachen gestohlen worden — im ganzen für ungefähr fünftausend Mark. Erst heute früh um elf Uhr, als die Überfallene auf wiederholtes Klopfen ihre Wohnung nicht öffnete, wurde man im Hause aufmerksam und holte die Polizei. Dann fand man die ganze Bescherung. Gerade weil sie so lange bewußtlos dagelegen hat, ist für die Überfallene das Schlimmste zu befürchten."

„Es ist auch sehr unvorsichtig," meinte Frau v. Sperling, „so viele Wertsachen in der Wohnung zu haben. Man legt das doch in einem Bankhaus nieder. Wo nichts ist, kann man nichts holen. Alle die einzellebenden Frauen, die in den letzten Jahren überfallen und ermordet oder schwer verletzt worden sind, haben sich dies nur selbst zuzuschreiben, weil sie eben ihre Wertsachen in ihrer Wohnung verbargen."

„Man kann aber doch schließlich nicht wegen jeder Kleinigkeit nach der Bank laufen, man muß doch auch eine gewisse Summe Geld bei sich haben und ebenso die Schmucksachen, die man zum täglichen Gebrauch nötig hat," bemerkte Frau Münzer, die es liebte, mit ihrem Besitz zu prahlen.

„Eine Tüte mit gestoßenem Pfeffer — das ist das einzig Richtige!" rief Fräulein Kunze, die eine geschworene Männerfeindin war und dieser Feindschaft in allen Versammlungen der Frauenrechtlerinnen einen Ausdruck gab, der meist ungewollte Heiterkeit erregte. „Eine Tüte mit gestoßenem Pfeffer muß man in der Kleidertasche immer mit sich tragen. Ein Griff, ein Wurf — der Kerl hat die Augen voll Pfeffer und ist wehrlos. Mir soll nur einer kommen! Da hab' ich meine Tüte! Wer näher als fünf Schritte an mich herankommt, hat seine Ladung Pfeffer im Gesicht."

Wenn man die hagere Figur des Fräuleins und ihr raubvogelartiges Gesicht sah, zweifelte man nicht daran, daß sie bereit sei, jeden Mann, der ihr zu nahe kam,



zu „verpfeffern". Nur daran zweifelte man, ob ihr überhaupt ein Mann zu nahe kam.

Fräulein Doktor Gumpert, die Juristin, die schon wiederholt als Verteidigerin vor Gericht aufgetreten

war, zählte an den Fingern alle die Paragraphen des Strafgesetzbuches auf, die in Betracht kamen, wenn man leichtfertig mit Pfeffer umginge und Leuten Pfeffermehl ohne weiteres ins Gesicht streute.

Aber Fräulein Kunze war für juristische Auseinandersetzungen nicht zugänglich. „Jeder Mann, der sich einer Frau nähert, ist verdächtig," erklärte sie, „und ich möchte den sehen, der mich abhalten will, ihn zu pfeffern. Die Männer taugen alle nichts, ohne Ausnahme nichts, und wenn sie etwas zu taugen scheinen, so heucheln sie, nur um im wichtigsten Augenblick die Larve abzuwerfen. Ich verlasse mich auf meinen Pfeffer."

Frau Bischof meinte, wenn man immer Wachsstreichhölzer bei sich führe, sei man wenigstens einigermaßen gesichert. Man müsse nur das Wachslicht anzünden, bevor man die Wohnung betrete. Es sei im höchsten Grade leichtsinnig, nachts in seine Wohnung hineinzugehen, wenn es ganz finster darin sei. Da dürfe man sich allerdings nicht wundern, wenn man eins über den Kopf bekomme.

Frau Agathe hatte genug und ging nach dem kleineren Gesellschaftsraum, in dem um einen runden Tisch eine Anzahl von älteren Witwen saß. Es waren liebenswürdige und verkniffene, rundliche und welke Gesichter unter diesen Witwen vertreten, die eifrig das Thema von den Sorgen der Hauswirtschaft erörterten. Dieser Witwentisch hieß im Klub „Versammlung der Hausglucken".

Frau Agathe hörte eine Weile den tausendmal vorgebrachten Klagen zu und floh dann nach dem Lesezimmer, wo sie nervös in den ausliegenden Tageszeitungen und illustrierten Journalen blätterte.

Sie fand auch im Klub nicht eine Seele, die ihr sympathisch gewesen wäre, mit der sie sich irgendwie

hätte aussprechen und unterhalten können. Schließlich nahm sie ihre Garderobe und verließ den Klub. Es war gegen halb elf Uhr, und Agathe wunderte sich, daß die Zeit schon so weit vorgeschritten war.

Vor der Tür trat sie an den Briefkasten, um das Schreiben an Braun aufzugeben. Dann ging sie nach Hause und versuchte mit sich darüber ins reine zu kommen, ob sie recht gehandelt habe oder nicht.

Sie hatte nicht allzu weit zu gehen. Nach etwa zwanzig Minuten war die vornehme, einsame Straße erreicht, in der Agathe ihre Hochparterrewohnung innehatte.

Die Straße mit ihren Vorgärten lag still und dämmerig da. Kein Wagen war zu hören, kein Mensch zu sehen.

Oder doch? Da drüben auf der anderen Seite der Straße bewegte sich im Schatten der Bäume, die in den Vorgärten standen, auf gleicher Höhe mit Agathe die Gestalt eines Mannes.

Agathe zweifelte nicht: der Mann hielt sich absichtlich im Schatten, um nicht erkannt zu werden. Er blieb immer auf gleicher Höhe mit Agathe.

Absichtlich beschleunigte sie ihre Schritte und überzeugte sich bald, daß dies der Mann da drüben auch tat. Als sie langsamer ging, mäßigte auch ihr unheimlicher Begleiter seinen Gang.

Das wurde ihr unheimlich. Sie kannte sonst keine Furcht, aber die Unterhaltung im Klub hatte sie nervös gemacht. Auch in den Abendzeitungen, in denen sie geblättert hatte, war lang und breit ausgeführt, daß alle Verbrecher, die alleinlebende Damen überfielen und beraubten, einen Genossen haben, der draußen auf der Straße Posten steht.

Die vornehme Straße hatte nur wenige Läden,

und diese waren längst geschlossen. Nur hie und da schimmerte noch aus einzelnen Fenstern der oberen Stockwerke Licht.

Agathe fühlte, wie ihr Herz rascher zu schlagen begann. Sie beschleunigte ihre Schritte und bog ganz plötzlich zwischen den Vorgärten nach rechts ab, als sie vor dem Hause war, in dem sie wohnte. Mit zitternden Händen, denen dabei der Schirm entfiel, schloß sie hastig die Haustür auf*), um sie dann von innen sofort wieder zu verschließen.

Durch die Glasscheiben in der Haustür sah sie deutlich, wie der unheimliche Begleiter drüben im Schatten eines größeren Baumes stehen blieb.

Er hatte also sofort halt gemacht, als sie in das Haus hineinging, und beobachtete sie.

Während es draußen in der Abendkühle ziemlich frisch war, schlug im Treppenhause trockene, unangenehme Wärme der Heimkehrenden entgegen. Die schwüle Luft legte sich wie ein Alp auf Agathes Brust. Sie atmete mehrmals tief auf, ehe sie die Treppenstufen betrat, und sie fühlte, wie ihr Herz noch rascher und lauter schlug als vorher.

Sie stand vor der Flurtür ihrer Wohnung. Sie hob den Schlüssel, den sie auf der Treppe mechanisch aus ihrer Handtasche herausgenommen hatte, und wollte ihn gerade in das Schloß stecken, als sie die Hand wieder sinken ließ.

Aus ihrer Wohnung glaubte sie ein Geräusch zu hören.

Zur Bildsäule erstarrt, blieb Agathe stehen.

Da drinnen warteten offenbar Einbrecher auf sie, und nach unten war ihr der Rückweg durch den Posten abgeschnitten. Die Wohnung über Agathes

---

*) Siehe das Titelbild.

Zimmern war leer, die Inhaber waren verreist. Selbst wenn Agathe um Hilfe schrie, hätte sie niemand gehört.

Sie fühlte, wie kalter Schweiß auf ihre Stirn trat, ein heftiges Zittern durch ihren Körper ging.

In der Flurtür waren zwei verglaste Gucklöcher, durch die man vom Innern der Wohnung nach der Person sehen konnte, die Einlaß begehrte. Agathe beugte sich nieder und sah durch eines dieser Gucklöcher.

Sie sah Licht, mattes Licht, und fuhr zurück. Das Schlagen ihres Herzens, das sie bis in den Hals herauf fühlte, nahm ihr den Atem. Aber sie bezwang sich. Sie bückte sich noch einmal.

Welch eine Närrin sie war! Das Licht kam von der Straße her. Von den Straßenlaternen fielen Lichtstrahlen durch die Fenster in das Vorderzimmer, und die Tür des Vorderzimmers zum Korridor stand auf.

Aber da! Neben dem Fenster, im vollen Licht, das von der Straße her durch das Fenster fiel, stand ein Mann!

Nein — es war keine Täuschung. Agathe sah deutlich seinen Kopf und seine Schultern, denn nur diese waren beleuchtet; der untere Teil der Mannesgestalt war in Dunkelheit gehüllt.

Der Mann stand da, als lausche er.

Agathe eilte die Treppe hinunter. Sie wußte nicht, wie sie die wohlgezählten zweiunddreißig Stufen der zweimal gebrochenen und mit Podesten versehenen Treppe hinunterkam. Sie wußte nur, daß sie fliehen mußte, um ihr Leben zu retten.

Sie stand an der Haustür und wollte diese eben öffnen, als sie drüben über der Straße wieder die Gestalt von vorhin deutlich erblickte. Wenn sie dem einen Verbrecher entfloh, fiel sie dem anderen in die Hände.

Aber würde er es wagen, sie auf offener Straße anzugreifen?

Klappern von Pferdehufen und Rollen von Rädern tönte plötzlich in Agathes Ohr wie Musik. Ein Wagen, eine Droschke kam durch die Straße gefahren.

Diese Droschke wollte Agathe anrufen, um in ihr zur Polizeiwache zu fahren und von dort Hilfe zu holen.

Mit zitternden Händen öffnete sie die Haustür und trat auf die Straße hinaus. Sie hatte aber wohl in ihrer Aufregung länger mit dem Öffnen des Schlosses zu tun gehabt, als sie berechnet hatte. Die Droschke war bereits vorüber.

Sie stieß den heiseren Ruf „Kutscher, Kutscher!“ aus, doch der wurde von dem Rollen des Wagens und dem Klappern der Pferdehufe übertönt.

Die Gestalt des Mannes, der drüben auf der anderen Seite der Straße im Dunkel des Baumes stand, löste sich von dem Schatten und kam eilfertig herüber.

Agathe wollte laut um Hilfe rufen, aber sie konnte es nicht. Sie war ganz willenlos.

„Gnädige Frau brauchen einen Wagen? Darf ich Ihnen einen besorgen?“ fragte eine bekannte Stimme.

So muß dem zum Tode Verurteilten zumute sein, der vor dem Schafott kniet, um den Todesstreich des Henkers zu erwarten, und an dessen Ohr das Wort „Begnadigung“ dringt.

Fritz Braun stand vor ihr, er, mit dem sich ihre Gedanken den ganzen Nachmittag beschäftigt hatten. Nicht ein Verbrecher bedrohte sie, sondern der Mann stand vor ihr, der sie liebte.

„Kann ich Ihnen mit irgend etwas behilflich sein?“ fragte Braun nochmals, denn trotz der schlechten Beleuchtung in der Straße sah er das Entsetzen in dem sonst so ruhigen Gesicht.

Agathe fühlte, daß sie irgend eine Erklärung abgeben mußte, wenn sie nicht für eine Närrin gehalten werden sollte. „Es sind Einbrecher in meiner Wohnung,“ sagte sie, „und ich wollte Hilfe holen. Ich kam soeben erst nach Hause.“

„Ich sah Sie,“ bemerkte Braun etwas unsicher.

„Und durch das Guckloch in der Tür sah ich im Vorderzimmer einen Mann stehen, der wohl mein Kommen gehört hat.“

„Ihre Wohnung hat noch einen zweiten Ausgang nach der Hintertreppe?“ fragte Braun.

„Jawohl.“

„Dann wird der Kerl hoffentlich klug genug gewesen sein, sich zu verziehen. Aber immerhin wird es nötig sein, nach dem Rechten zu sehen. Es ist selbstverständlich, daß ich Sie begleite, gnädige Frau.“

Agathe hatte die Haustür nicht wieder verschlossen. Braun trat in den Hausflur und zündete ein Wachsstreichholz an, um die Treppe hinaufzuleuchten.

„Links ist die Treppe,“ sagte Agathe und ging dann hinter Braun her, als ob das so sein müßte.

Wer ihr das noch vor einer Stunde gesagt hätte, daß sie zu nächtlicher Zeit mit Braun zusammen die Treppe zu ihrer Wohnung emporsteigen würde, mit Braun, dem sie —

Sie konnte den Gedanken nicht ausdenken. Sie standen vor der Flurtür, und Braun rief halblaut: „Geben Sie mir den Schlüssel.“

„Sie dürfen nicht hineingehen,“ sagte Agathe plötzlich erregt. „Sie setzen ja Ihr Leben aufs Spiel.“

„Seien Sie versichert, der Kerl ist längst davongelaufen.“

Agathe wußte jetzt auf einmal, daß sie Braun liebte. Eine ganz andere Angst überkam sie jetzt als vorhin.

Sie fürchtete nicht für sich, sondern für einen anderen. Sie gab Braun auf sein wiederholtes Verlangen zwar den Schlüssel, aber sie hielt sich so dicht neben ihm, als er den Korridor betrat, als könne sie ihn schützen, als könne sie mit ihrem Körper und ihrem Leben ihn vor allem Schaden bewahren.

Braun ging mit festen Schritten vor, blieb aber plötzlich stehen, denn in dem Licht, das von der Straße her fiel, sah er deutlich eine männliche Gestalt in der Nähe des Fensters. Auch Agathe sah sie wieder. Allein die Furcht um den geliebten Mann gab ihr Kraft und Mut. Mit einem Sprung war sie an der Stelle des Korridors, wo sich der Schalthebel des elektrischen Lichtes befand. Im Nu hatte sie ihn ergriffen und umgedreht.

Korridor und Vorderzimmer strahlten im hellsten Licht.

Braun lachte plötzlich so herzlich, so befreiend, wie nur er es konnte.

Neben dem Fenster stand auf hoher, schwarzer Säule die lebensgroße Marmorbüste des Hermes von Praxiteles.

Diese Büste stand sonst nicht an dieser Stelle. Frau Sabert hatte sie offenbar beim Reinemachen aus dem Salon nach dem Nebenzimmer getragen und hier stehen lassen.

Der Hermes des Praxiteles war also der Eindringling, um dessentwillen sich Agathe so geängstigt hatte!

Eine Flut von Empfindungen ergoß sich über Agathe und drohte sie zu ersticken. Freude, daß die Gefahr beseitigt war, Scham, daß sie diesen Mann, gerade diesen Mann nachts in ihre Wohnung geführt hatte, Beschämung über ihre grundlose Furcht — das alles empfand



sie auf einmal, und diese Fülle von Gedanken und Gefühlen war zu viel für ihre durch Schreck und Angst überreizten Nerven.

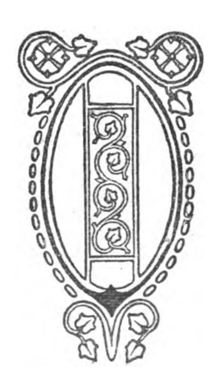
Sie sank auf den nächsten Sessel und begann fassungslos zu schluchzen.

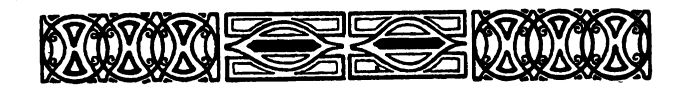
Braun erschrak, wie auf seinem Gesicht deutlich zu

sehen war, auf das heftigste über diesen Tränenausbruch der geliebten Frau. Als Agathe durch ihre Tränen aufblickte, sah sie die Bestürzung in seinem Gesicht.

Sie suchte sich zu beherrschen, erhob sich und suchte einen Schritt vorwärts zu machen. Aber sie wankte.

Seine Arme fingen sie auf. So lag sie an seinem Herzen und schmiegte ihr Gesicht an seine Brust. Sie war nicht mehr auf Erden, sie war weltenfern und weltentrückt. Sie wehrte sich nicht, als er ihren Kopf hob und sie küßte, immer wieder küßte. Sie lächelte durch Tränen. Sie hörte ihn abgerissene Worte stammeln, sie hörte das Keuchen seiner Brust.





Die indische Bewegung.

Von Dr. Fr. Parkner.

Mit 6 Bildern. (Nachdruck verboten.)

In Indien gärt es. Noch ist zwar die englische Vorherrschaft in dem riesigen vorderindischen Kolonialbesitz, der eine Bevölkerung von rund 300 Millionen Seelen zählt, in dem nicht weniger als 147 verschiedene Sprachen gesprochen werden, und in dem noch rund 600 allerdings nur dem Schein nach selbständige Fürstentümer existieren, nicht erschüttert, aber auf dem seit 1885 alljährlich in den großen Städten tagenden Nationalkongreß, der den Bund der Swadeschi, die Vertreter des Heimatschutzes, verkörpert, werden die Stimmen immer lauter, die Swaraj, Selbstverwaltung, in dem versteckten Sinn fordern, Indien von England loszureißen und es der heimischen Bevölkerung zurückzugeben. Unter diesen Umständen ist es von allgemeinem Interesse, die treibenden Kräfte dieser Bewegung und die Aussichten auf die Erreichung ihres Zieles näher ins Auge zu fassen.

Den Grundstock der Bevölkerung bildet der Bauernstand, der auf annähernd 200 Millionen Köpfe zu schätzen ist. Die große Mehrzahl der Bauern befindet sich in drückender Lage. Der gesamte Boden ist Eigentum der englischen Regierung, und die aus der Verpachtung gewonnenen Einnahmen stellen den Hauptteil des Staatseinkommens dar. Nachdem durch einen Beamten die Gemarkung eines jeden Dorfes auf ihre

Ertragfähigkeit begutachtet worden ist, werden die Felder auf 20 Jahre verpachtet. Jedoch geschieht die Verpachtung gewöhnlich nicht an die Bauern selbst, sondern an einen Generalpächter, der die Weiterverpachtung an die Bauern übernimmt. Die Pachtsumme richtet sich nach der Güte des Bodens und der Lage des Ortes. In Dörfern, die an Flußläufen und Eisenbahnen liegen, so daß sich die Feldfrüchte leichter absetzen lassen, ist die Pachtsumme höher als in entlegenen Bezirken. Sie schwankt daher zwischen 25 und 40 Prozent des durchschnittlichen Ernteerlöses. Herabsetzungen des Pachtschillings oder auch Verlängerungen der Zahlungstermine bei Mißernten können bewilligt werden.


Eine Baumwohnung in Indien.

Trotz der hohen Pacht könnte der indische Bauer

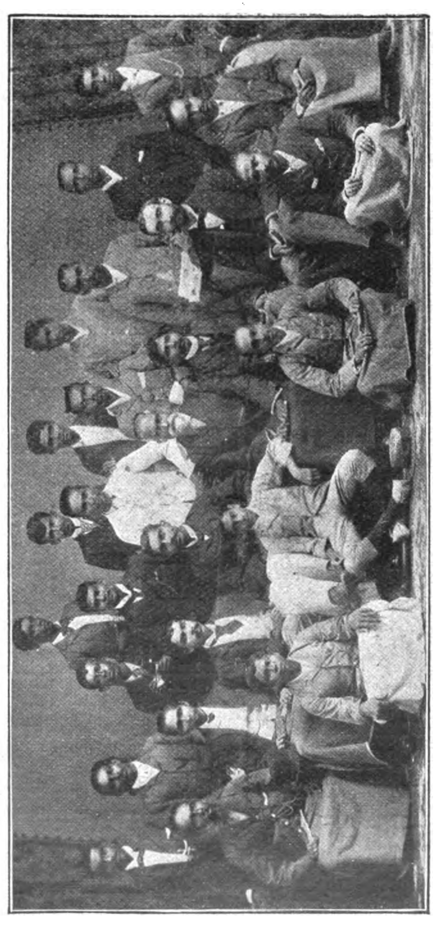
bei seiner Bedürfnislosigkeit auskommen, wenn er nicht durch zwei Übelstände in Schulden gestürzt würde. Der Bauer selbst braucht für seinen täglichen Lebens-



Tänzer für die Dämonenvertreibung.

unterhalt nach unserem Gelde etwa 12 Pfennig und für seine ganze Familie 1 bis 1 ½ Mark. Die Erbauung von Hütten und Gehöften ist mit äußerst geringen Unkosten verknüpft, da man irgendwelche Ansprüche an Behaglichkeit nicht stellt und in von

Tigern beunruhigten Gegenden sogar noch in Baumwohnungen haust. Aber ruiniert wird der indische Bauer trotzdem durch seine Prozeßsucht und die Ausstattung seiner Töchter. Um eine jede Kleinigkeit beginnt der Bauer Prozesse, die beträchtliche Summen für Gerichtskosten und Anwaltsgebühren verschlingen. Um seine Tochter angemessen auszustatten, wendet er das Vier- bis Achtfache seines Jahreseinkommens auf. Das verlangt das bäuerliche Ehrgefühl. Da er das Geld selbst nicht besitzt, muß er die Hilfe des Dorfwucherers anrufen, dem er für das Darlehen 60 bis 100 Prozent Zinsen zu zahlen hat. Bei der Verheiratung der zweiten



Mohammedanische Schüler.

und dritten Tochter werden neue Darlehen aufgenommen, und so ist das Ende eine Verschuldung, aus der der Vater nie herauskommt, und aus der sich auch der ihm später in der Wirtschaft nachfolgende Sohn nicht befreien kann.

Geistig ist jeder indische Bauer, der sich zum Brahmanismus bekennt, im dunkelsten Aberglauben befangen. Die Welt ist für ihn von bösen Dämonen erfüllt, gegen die er sich für Bezahlung durch Tanzaufführungen und tollen Zauberspuk zu schützen sucht.

Diese breite Masse war bisher von den englandfeindlichen Bestrebungen noch unberührt, aber schon machen sich die ersten Anzeichen eines Umschwungs bemerkbar. Die Verschuldung, die häufig wiederkehrenden Hungersnöte, die Aufstachlung des religiösen Gefühls bieten Handhaben genug.

Die Urheber und Führer der Bewegung sind die Literaten, Anwälte, mittleren und unteren Beamten, deren es gegen 20,000 gibt. Sie, die Fortschrittlichen von Beruf und Bildung, verlangen eine erweiterte Betätigung in den Staatsgeschäften. Von Abstammung Hindu und dem religiösen Bekenntnis nach zum Brahmanismus gehörig, zerfallen sie, wie aus dem Verlauf der Nationalkongresse hervorgeht, in zwei Gruppen, die Gemäßigten, die sich an einer Selbstverwaltung Indiens genügen lassen würden, und die Männer der Tat, die die völlige Beseitigung der englischen Herrschaft anstreben. Einer ihrer Leiter ist der Redakteur einer in Puna erscheinenden Zeitung namens Tillak. Wegen aufreizender Artikel wurde er schon früher zu achtzehn Monaten Zuchthaus verurteilt. Wegen abermaliger Aufreizungen wurde er dann auf sechs Jahre nach Burma verbannt. Aber sofort trat an seine Stelle der Literat Ganesch Damoder Savarkar.

Man machte ihm schließlich den Prozeß wegen Hochverrats und verurteilte ihn zu lebenslänglicher De-



Buddhistische Schüler.

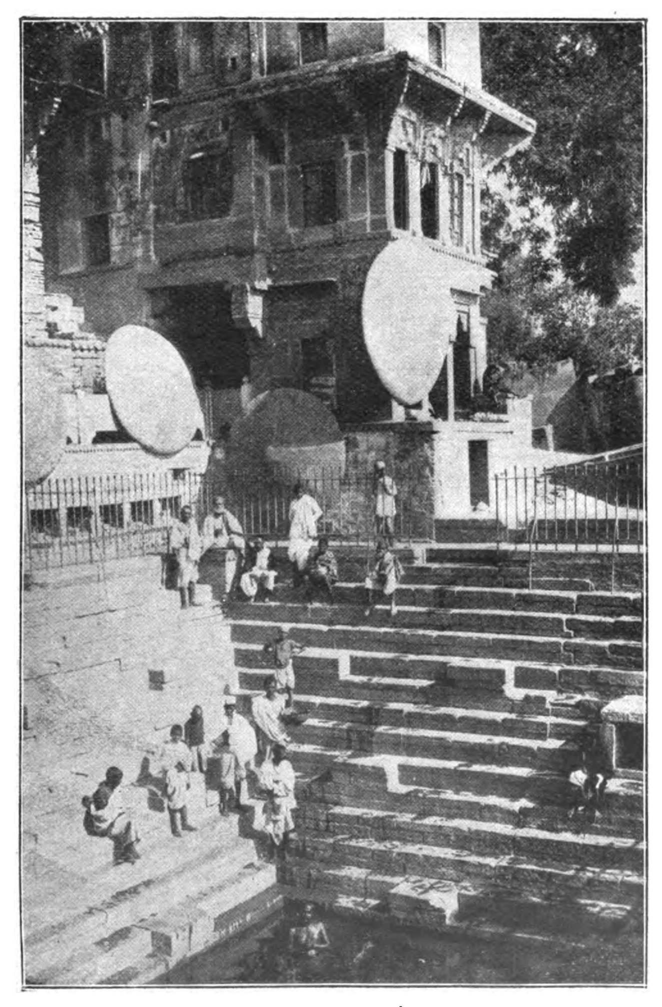
portation. Wenige Wochen später war der englische Richter, der seine Verurteilung herbeiführte, eine Leiche. Zu dieser Gruppe zählte auch der Student

Dinghra, der vor einigen Jahren den Obersten Curzon Wylie in London niederschoß.

Bislang hielten sich von diesen Bestrebungen die Mohammedaner ziemlich fern, die sich auf 60 Millionen beziffern. Aber auch in ihnen regt sich nunmehr der Geist des Widerspruchs. Sie sehen sich in der Besetzung der Beamtenstellen durch die Hindu benachteiligt und fordern außerdem für sich eine Hebung des Schul- und Bildungswesens. England sucht diesen letzteren Forderungen dadurch entgegenzukommen, daß es höhere Bildungsanstalten gründet, in denen die Schüler in die abendländische Bildung eingeführt werden.

Im Hintergrund bleiben von den Gebildeten eigentlich heute nur noch die Buddhisten, die aber in Indien nur schwach vertreten sind. Sie leben ihren gelehrten Studien und erkennen auch die vielen Vorteile, die England Indien gebracht hat, willig an.

Auf dem entgegengesetzten Standpunkt aber stehen die Brahmanen, die erste Kaste der Hindu. Sie fühlen sich namentlich dadurch beleidigt, daß die Engländer auf sie verächtlich herabsehen. Diese heimliche Gegnerschaft der Brahmanen ist vielleicht die gefährlichste. Denn wie schon vor Jahrtausenden steht die Hindubevölkerung noch heute völlig unter ihrer Botmäßigkeit. Den Weisungen der Brahmanen folgend, strömen noch heute Zehntausende von Pilgern aus den entferntesten Teilen Indiens nach Benares, um auf den Ghats, den breiten Treppen, die zum Ganges hinabgehen, zu beten und in den heiligen Fluten zu baden, und noch heute ist es der Wunsch Unzähliger, nach ihrem Tode von dem geheiligten Gangeswasser benetzt und dann in Benares verbrannt zu werden. Ein Wink der Brahmanen würde ausreichen, um die religiös



Pilger auf einem Ghat in Benares.

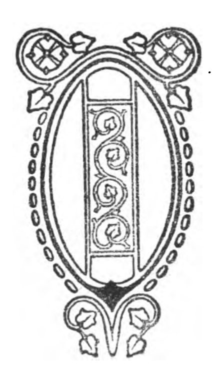
aufgewühlten Massen zum Sturm auf das Engländertum zu treiben. Ob die Brahmanen es wagen werden?

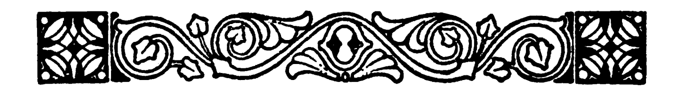


Leichenverbrennung in Benares.

Auf der anderen Seite ist England eifrig bemüht, der ihm feindlichen Bewegung die Spitze abzubrechen,

Es hütet sich aufs sorgfältigste, die religiöse Leidenschaft der Hindu oder Mohammedaner irgendwie zu reizen. Ferner sucht es, die Mohammedaner gegen die Hindu auszuspielen, damit sie sich bei ihren Zielen, soweit sie sich auf die Betätigung im Staatsleben beziehen, die Wage halten. Außerdem ist man im Begriff, nach den Vorschlägen Lord Morleys die Selbstverwaltung für die Eingeborenen zu erweitern. Endlich sucht man sich die Ergebenheit und Treue der eingeborenen Truppen durch gute Löhnung und Behandlung zu sichern und erreicht wenigstens nach dieser Seite hin auch einen vollen Erfolg.





Heilige Schleier.

Novelle von A. Schoebel.

(Nachdruck verboten.)



Ein fahlgrauer, verdrossener Himmel. Schwerhängende Wolken, die nach Entladung verlangten — und dazwischen, blitzartig hinzuckend, gelbe Strahlen, aus der Pracht eines wetterverhüllten Sonnenuntergangs sich lösend. Windstöße, wie kranker Atem stöhnend und Blüten vergiftend — die Blüten des jungen, heiß hervorgebrochenen Frühlings.

Im Hause des pensionierten Majors v. Ellwangen, draußen in der Nähe des Charlottenburger Schlosses, gab's Hochzeit. Die Hochzeit der einzigen Tochter Maria.

Die Wohnung schwamm in Blumen. Das duftete! Fast zu stark, fast zu streng, betäubend. Überall lagen Blätter verstreut, rote, weiße, gelbe; der Zugwind hatte sie gepflückt, der durch die Fenster hereinstrich in die weitläufigen, in etwas steifer Feierlichkeit prangenden Räume.

Auf dem improvisierten Altar, den die selbstgezogenen Palmen der Majorin umschatteten, waren die beiden Wachskerzen schon angezündet.

Die Braut saß in ihrem Zimmer, bedient von ihren Freundinnen, alle schon im Feststaat, mit Kränzen über der Stirn. Die Mehrzahl der Mädchen frisch, schlank und biegsam; nur ein paar unscheinbar, fahl, ohne Anmut, ihren Pflichten halb verdrossen nachkommend.

Die Jüngste kroch suchend auf dem Teppich umher. Die war reizend. Lange, braunrote Wimpern, zärtliche Augen. Sie stöhnte. Wie unbequem, so herumkriechen müssen im engen, langen Kleid!

Eine Dürre, Hochgeschossene, Flaum über der Oberlippe, rief ihr zu: „So laß doch die Nadel liegen! Maria wird sie sich nicht in den Fuß treten.“

Der Kleinen rutschte der weiße Rosenkranz schief; immer noch mit dem Blick suchend, erhob sie sich, beide weiche Händchen als Stütze benützend.

Nun sollte die Braut angekleidet werden. Durchsichtige Seide knisterte, Spitzen bauschten, ein Duft wie von versteckten Veilchen breitete sich aus. Zwei rundliche Blondinen, offenbar Schwestern, zogen die lange Schleppe herbei. Das gab Gekicher, übermütige Neckerei. Dazwischen das Schleifen flinker Füße, das Zugreifen rascher Hände, hastige Atemzüge, ein paar flüchtige Seufzer.

Plötzlich langte die Sonne mit goldenen Fingern nach dem Schleier, der zusammengefaltet über dem geplünderten Myrtenstock hing.

„Du, Maria!“ Die Stimme, die es rief, war leicht umflort. „Sieh doch nur, die Sonne selber will dich schmücken helfen.“ Ottilie, Marias Lieblingsfreundin, erhob sich von den Knien und ließ den schmalen Fuß, den sie mit dem Seidenschuh bekleidet hatte, sinken. „Gott, bist du reizend so im vollen Licht!“

Maria schloß geblendet die Augen. In wachem Traum hatte sie vor dem Spiegel gesessen, alles war ihr durcheinander geflossen, Kindheitserinnerungen, Mädchenwünsche und -hoffnungen, das Schwatzen und Kichern der Brautjungfern. Jetzt spreizte sie die Finger, als suche sie nach einem Halt. Wache, laute

Gedanken erhoben sich hinter ihrer Stirn, Forderungen, Gebote der Zukunft.

Ihr neues Leben! Würde sie den Mut und die Kraft haben, es anzufassen, so stark und bezwingend, wie er es von ihr erwartete?

Er! Weit und spiegelnd öffneten sich ihre Augen; ihr Gesicht wurde klar und frisch unter der Blutwelle, die so lebenswarm hineinstieg. „Eilt euch, ihr Mädchen," murmelte sie.

„Eilen!" trotzte Litschka Quast, die kleine Sportzigeunerin. Sie verstand es wahrhaftig besser, mit Sattel und Zaumzeug umzugehen als mit Myrtenkränzen. „Eilen! Bei dem Haar! Wie 'n Isabellenschweif!"

Sie riß den Kamm aus den blonden seidigen Massen und flocht und glättete daran mit heißgewordenen Fingern.

Die schwarze Jenni schob sie geringschätzig zur Seite. „Der Kranz soll wohl abfallen? Womöglich vorm Altar?" Wie in einer Liebkosung faßte sie Marias Haar zwischen ihre braunen Hände. — „Du, Kläre, steh nicht herum, reich mir die Schachtel mit den Schildpattnadeln." Sie fing an zu knoten, zu flechten und festzustecken, schüttelte dazwischen den Kopf, lockerte die Frisur zwei-, dreimal. — — Jetzt endlich war sie zufrieden. „Den Kranz!" sagte sie mit kurzem Atem. Wie ein Schauer ging es ihr über den Leib.

In andächtiger Beflissenheit trug Ottilie den Brautkranz herbei. „Die Blätter sind kaum zu sehen vor lauter Blüten," sagte sie voller Genugtuung.

Jenni streckte die Hand aus.

Maria winkte Ottilie mit den Augen. „Ich möchte, daß d u mir den Kranz aufsetzt, Otti," bat sie leise.

Das schlanke, blasse Mädchen wurde um einen

Schein bleicher; die Finger zitterten ihr, als sie nun die Myrtenkrone nahm. Der Mohnkranz, den sie trug, hob sich blutigrot ab von ihrer schmalen Stirn, in die zwei scharfgezeichnete Brauen fortwährend nervös hineinzuckten.

Maria griff mit beiden Händen nach dem festen, runden Gewinde. „Es schmerzt,“ sagte sie. „Oh, wie es schmerzt!“

Hastig geworfen flog da ihre lange Schleppe zur Seite; vom Fußboden herauf kamen rasche Atemzüge, ihre Hände mit glühendem Hauch berührend. „Der Brautkranz sticht mit unsichtbaren Dornen. Weißt du das nicht, Maria?“ Die dürre Cäcilie, die kleine Myrtensträuße an den Saum des Brautkleides geheftet hatte, sprang auf die Füße. Ihre Augen funkelten. „Drei von meinen Schwestern habe ich für den Altar geschmückt. Herrgott, sind die elend geworden!“ Sie reckte sich in den Hüften. „So aus dem Sicheren hinaustreten ins Ungewisse, die Hände von Eltern und Geschwistern loslassen, um sich an einen fremden Mann zu klammern — — Torheit, Unüberlegtheit!“ Sie warf den Kopf zurück, stechend traf ihr Blick die Braut.

Litschka Quast stieß Kläre Witzleben in die Seite. Sie wußten beide, was die Cilla so reizte und aufregte. Zum Lachen! Die knochige Cilla hatte sich Hoffnungen gemacht auf den Bräutigam. Die mit ihrem Bart auf der Oberlippe!

Über Marias Gesicht und Gestalt sank jetzt der Nebel des Brautschleiers. „Ein fremder Mann?“ Kaum hörbar kam es unter den weißen Falten hervor. „Felix mir fremd?“ Sie wollte abwehren, erklären. Ihre Lippen zuckten, öffneten sich — — dann machte ein Gefühl überwältigender Glückseligkeit sie stumm.

Die Brautjungfern sahen vor sich nieder. Sie hielten sich plötzlich steif und gerade; das Gespräch stockte.

Nun erhob sich Maria mit einer freien, sicheren Bewegung. Ihr strahlender Blick suchte die Lieblingsfreundin, die ans Fenster getreten war, von einem heißen, quälenden Gefühl getrieben. Warum mußten ihr auch gerade in dieser Stunde die Tränen in die Augen steigen, warum mußte ihr das Herz klopfen zum Zerspringen! Sie biß sich auf die Lippen, sie krampfte die Finger zusammen, gewaltsam rang sie nach Fassung. Und jetzt rief Maria auch noch ihren Namen. „Otti, liebe Otti, komm doch her!“

Mit einem Ruck wandte sich das blasse Mädchen ins Zimmer zurück. „Maria?“

Die Braut tat einen tiefen Atemzug. „Ach, Otti, weißt du noch, wie ich immer so unbekümmert vorwärts rannte, alles aus dem Wege stoßend — und nichts hören und sehen wollte von der Liebe?“ Sie schloß die Wimpern. „Und nun hat mich die Liebe eingeholt, — und das Glück.“

„Ich hab's dir immer prophezeit,“ murmelte Ottilie. Noch dunkler, noch gequälter klang ihre Stimme.

Maria trat einen Schritt vor. „Du wirst doch singen können, nachher bei der Trauung? Bist du heiser?“

Eine Flamme sprang über Ottilies Gesicht. Sie zupfte an ihrem Kleid. „Der dünne Stoff — vielleicht habe ich mich erkältet. Aber ich werde singen. Verlaß dich darauf, Maria.“

Cilla zuckte die Achseln. Sie verbiß eine spitzige Bemerkung.

Da tönte frisches, junges Lachen durchs Zimmer, hell und ansteckend. „Aber so macht euch doch nicht weich, Kinder! Wollen wir denn als Trauerweiden

um den Altar her stehen?" Litschka blickte sich im Kreis um, dann sprang sie auf die Jüngste zu, die mit dem weißen Rosenkranz. Abwechselnd rot und blaß werdend, hatte sie der Brautschmückung zugesehen. „Komm — du!" sagte Litschka, noch eine dritte bei den Händen fassend, die rote Senta, die zu ihrem lohenden Haar eine Fülle von Sommersprossen und blendendweiße Schultern trug. Alle drei fingen an, sich im Tanzschritt zu drehen, und summten den „Jungfernkranz" zwischen ihren kirschroten Lippen. Die übrigen stimmten ein bis auf Cilla und Ottilie. Sie drehten sich um die Braut herum, sich wiegend, sich biegend. Ein paar blasse Sonnenstrahlen flitterten über die weißen Gestalten hin.

„Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide — —"

Litschka stand ganz nahe vor der Braut. Jetzt ließ sie die Hände der Freundinnen los. Wie einen Vorhang öffnete sie den Schleier und blickte Maria ins Gesicht. „Du Böse!" murrte sie. „Eigentlich ist's schlecht von dir, daß du uns so treulos verläßt. Denke nur, was wir alles vorhatten für den Sommer. Die Wasserfahrten, die Radelpartien, die Morgenritte —"

Der kleine Rotkopf zog die Augenbrauen hoch. „Hättest du wenigstens den Örtzen genommen! Da könntest du hier in Berlin eine Art Liebeshof einrichten und uns im Sommer auf dein Moselschlößchen einladen. So ein Dichter mit Riesentantiemen ist doch noch etwas anderes als ein Landwirt. Und die Premieren, die Bankette! Und der Umgang mit all den geistreichen Leuten!"

Cilla schnippte mit den Fingern. „Die sind doch geistreich nur in ihren Büchern! Was denkst du, die

werden was wegschenken! Ich hab' mal die Nase in so einen literarischen Zirkel gesteckt."

„Ach, der war dritte Garnitur. Da sind sie futterneidisch und ohne große Gefühle." Litschka drehte sich auf dem Absatz herum. „Aber den Sportgrafen hätte Maria heiraten sollen, den Ottokar Thun. Da wäre Zug in ihr Leben gekommen. Wenn er sich nur nichts antut heut oder als steinerner Gast an der Hochzeitstafel erscheint. Huh —! Er hat etwas Dämonisches in den Augen, und rachsüchtig soll er sein! Man erzählt sich Geschichten —" Sie pfiff durch die Zähne. „Hätte er mich gewollt" — ein schräger Blick flog zum Spiegel hinüber — „einfach um seiner Eisenschimmel willen hätt' ich Ja gesagt."

Maria strich ihr über das glühende Gesicht. „Kriegst ihn vielleicht noch, deinen Sportgrafen, kleine Zigeunerin."

„Ach was!" schmollte Litschka. „Einen, der — dich gewollt hat." Sie biß die Zähne zusammen und warf den Kopf in den Nacken. „Da würde ich mir schön im Lichte stehen."

Maria lachte. „Aber Felix hat doch auch Pferde. Und was für welche! Wenn ihr im Herbst auf unser Gut kommt —"

Die kleine Sommersprossige schüttelte sich. „Wer von uns könnte wohl bestehen vor deinem Herrn und Gebieter? Allenfalls Ottilie —"

Die Blasse schreckte zusammen. Sie hatte müde an der Wand gelehnt.

„Ich denke mir so 'n Zusammensein mit deinem Felix wie eine Algebrastunde im Pensionat."

Maria lachte mit großen, glückseligen Augen. „Ach," sagte sie, „kommt nur. Ihr werdet schon sehen." Durch eine Bewegung wies sie Jenni zurück, die ihr

einen geöffneten Kasten entgegenhielt. „Heut gibt's nur einen einzigen Schmuck.“ Sie spreizte die Finger. „Den Trauring.“

Ottilie lockerte heimlich ihren Gürtel. Ihr war so dumpf, so bang. „Bis zum Herbst ist lange hin —“ murmelte sie. Ihre Lippen waren weiß, ihre Schultern durchsichtig, daß man die Adern unter der Haut schimmern sah.

Der Rotkopf ließ die Lippen hängen. „Ich fahre lieber zu Reckows. Da ist's wenigstens fesch. Vor deinem Felix fürchte ich mich, Maria. Er selber sieht freilich aus, als ob er vor nichts zurückschrecken würde. Vor keiner Gefahr, nicht vor Löwen und Gespenstern.“

Cilla rückte an ihrem Jasminkranz herum. „Ich mißtraue den allzu Furchtlosen. Sie stolpern eines Tages über einen seidenen Faden, weil sie nur die ganz großen Hindernisse ins Auge fassen.“

Jetzt mischte sich Kläre Lingen ein. Sie hatte ein kleines, kluges, abgespanntes Gesicht, dem man das Nachtwachen über Büchern ansah. Sie studierte Medizin. Alle diese Dinge, die Brautschmückung, die Zeremonie, kamen ihr überlebt vor. Gleichgültig einem Knopf nachsehend, der ihr vom Handschuh absprang, warf sie hin: „Weißt du noch, Maria, wie du hundertmal gesagt hast, du würdest überhaupt nicht heiraten? Und einen Mann, der dir gefallen könnte, gäbe es überhaupt gar nicht?“ Nachlässig lockerte sie eine Blätterranke, die in ihrem spärlichen Haar nicht festsitzen wollte, und warf sie in die nächste Ecke. „Ich hab' immer gedacht, du würdest studieren. Du mit deiner Intelligenz.“

Die rote Senta schob die blendenden Schultern hoch. „Nicht mal eine Tanzstundenliebe hat sie gehabt, mit kleinen Küßchen unterm Schleier.“

„Aber als der Syburg kam —“ Cilla bohrte ihre dunklen stechenden Augen in Marias weißgewordenes Gesicht.

„Felix!“ Die Braut senkte den umschleierten Kopf. „Wie klein bin ich vor ihm geworden! Ach —!“

Ottilie drückte ihr heftig beide Hände. „Und bist dann gewachsen, über uns alle hinausgewachsen. Ach, Maria, welch eine Zukunft hast du vor dir!“

Litschka steckte ihre Stumpfnase zwischen die beiden. „Mußt du denn nun auch immer in den Reichstag fahren, wenn dein Felix eine Rede schwingt? Mir war's schon langweilig, wenn Papa sie uns morgens beim Kaffee vorlas. Aber er behauptete, da stecke was drin, und Mama meinte, der Syburg, der käme sicher noch mal ans Ruder vom Staatsschiff.“

Senta hob warnend den Zeigefinger. „Laß dich nur nicht von ihm nach Afrika verschleppen!“ Sie sträubte förmlich den blinkenden Schopf. „Er hat ja wohl irgendwo am Äquator noch eine Klitsche?“

Cilla schürzte geringschätzig die flaumige Oberlippe. „Maria wird genug zu tun bekommen auf Blankenfelde. Sie wird früh aufstehen müssen, schmutzigen Dorfbälgen die Nasen wischen, Kontrolleursgattinnen in schlechtsitzenden Kleidern empfangen, alte Kätnerfrauen umbetten — — Ja, ja, Felix Syburg ist ein großer Philanthrop.“ Sie bückte sich und hob eine der Braut aus dem Kranz gefallene Myrtenblüte auf. „Maria wird ihn späterhin nicht mit einer einzelnen Frau zu teilen haben, in die er sich mal so vorübergehend verliebt, sondern mit der ganzen Menschheit.“

Die Braut sah an dem boshaft verzogenen Gesicht Cillas vorbei. „Ich weiß, daß mein Los anders gefallen ist als das der meisten jungen Frauen,“ sagte sie wie aus tiefen Gedanken heraus. „Aber gerade

das macht mich stolz.“ Sie reckte sich hoch. In ihren Adern klopfte das Blut.

Die Studentin strich sich das starkdrahtige, spärliche Haar glatt, halb dem Spiegel zugewendet. „Eine Hochzeitsreise hätte dir dein Gestrenger schon gönnen dürfen, Mia. Wenn ich denke, wie du dich immer gesehnt hast, nach Florenz zu kommen, nach Mailand — und vor allem nach Rom. Denke doch, nach Rom!“

„Ja, sie muß gleich in die Sielen.“

„Vielleicht gar melken mit ihren Holbeinschen Madonnenfingern!“

Die beiden blonden Schwestern riefen es in lustigem Durcheinander. Sie räumten ein wenig auf, das heißt sie vergrößerten nur die Unordnung im Zimmer.

Litschka legte ihre obere Zahnreihe auf die frische Unterlippe, als wolle sie hineinbeißen. „Liebe und Rheumatismus muß man am eigenen Leibe erfahren haben, heißt es irgendwo.“

Scheren, Garnrollen, Wäschestücke — das flog nur so durcheinander; Marias trauliches Zimmer war kaum wiederzuerkennen, zumal die meisten Bilder, Kissen, Deckchen, sowie sämtliche Andenken und Erinnerungen an die Mädchenzeit bereits fortgenommen und verpackt worden waren.

Ottilie starrte wie gebannt in das leere Fach eines offenen Konsolenschränkchens.

Cilla fuhr ihr blitzschnell mit dem ausgespannten Fächer am Gesicht vorbei. „Was ist dir? Siehst du Gespenster? Ach so — mir dämmert's. Von daher bläst der Wind,“ sagte sie gedehnt, ein paarmal langsam vor sich hin nickend. „Hier hat früher ein Bild vom Syburg gestanden. In Uniform. Als Halberstädter Kürassier. Schau, schau!“ Die letzten Sätze hatte sie gedämpft gesagt, nur für die ihr zunächst Stehenden verständlich.

Ottilie stahl sich in stummer Qual beiseite. Die Kleine mit dem weißen Rosenkranz loderte förmlich auf. „Felix Syburg zu Pferde, an der Spitze seiner Schwadron — das muß ein Anblick gewesen sein! Der schneidigste Offizier vom Regiment, sagt mein Onkel noch heut.“ Ihre langen Wimpern zuckten. „Ich an seiner Stelle hätte mich nicht zur Schutztruppe versetzen lassen. Afrika — puh — gräßlich!“

Die Sportzigeunerin dehnte sich in den Flechsen. „Das verstehst du nicht, Baby. Da unten am Äquator, da hat das Leben ganz großen Stil. Da gilt noch der einzelne Mann. Und dann die Löwenjagd!“ Ihre Augen blitzten auf. „Was anderes wie 'ne Fuchshetze.“ Wispernd neigte sie sich zum Ohr der schwarzen Jenni. „Und so 'ne Tochter von 'nem Araberscheik denk' ich mir auch nicht übel. Was?“

Maria hatte den Kopf wieder gesenkt. Der Schleier fiel ihr übers Gesicht. Sie mußte an die Stunde denken, in der Felix Syburg um sie geworben. „Mein Leben gehört vielen,“ hatte er mit schwerem, ernstem Ausdruck zu ihr gesagt, der er sich doch schenken wollte mit dem ganzen Sein seines Herzens. Hatte da nicht ein Frösteln ihre junge heiße Seele erschauern gemacht? War ihr der Sonnenschein nicht plötzlich kalt und frostig erschienen?

Sie warf den Schleier zurück. Ihre Augen glänzten auf. Nein, die Sonne sollte leuchten, glühen, ihnen beiden den Weg bescheinen, den Weg zum Glück. Sie hob die festen, kräftigen Arme, als wolle sie sie ausbreiten. Glücklich sein, ihn glücklich machen, immer, jeden Tag, jede Stunde!

Erschrocken blickte sie zum Fenster hinüber. Woher die plötzliche Verfinsterung? Dieser sonderbare fahle Schein, der das Glimmen des Sonnenabschieds erstickte?

Als habe eine Dämonenhand Asche über die Wolkentücher gestreut, so schwarz hingen sie plötzlich vom Himmel, so düster, so drohend. Jetzt erzitterten die Fensterscheiben; ein Hagel von Eiskörnern klirrte gegen das Glas.

Maria faßte ihren Schleier unterm Kinn zusammen. Betreten sahen die Mädchen einander an. Der Spiegel gab ihre hellen Gestalten in gespenstischem Licht wieder; nun schlug von irgendwoher eine Uhr. Ganz fein klang das, fast unwirklich, wie das Zerspringen von Seifenblasen.

Maria machte eine Bewegung, als ob sie sich aus einem bösen Bann lösen, von einem Zwange befreien müsse. Ottilie wollte ihr zu Hilfe kommen, doch Maria wehrte ab. „Es ist ja nichts," sagte sie. „Felix wird gekommen sein. Ich darf ihn nicht warten lassen." Sie wandte sich um.

Litschka sprang ihr voraus zur Tür, beide Flügel zurückschlagend. Der lange Gang draußen war erleuchtet, die Türen zu den Festräumen standen offen. Nun brannten alle Kerzen.

Vom Empfangszimmer herüber tönte Stimmengeräusch. Die ersten Gäste schon da? Maria beschleunigte ihren Schritt. Wo blieb Felix?

Da trat ihr die Mutter entgegen, die Backenknochen gerötet, in der Hast und Erregung der für alles verantwortlichen Hausfrau. Mit einem Tuch rieb sie mechanisch an einem Fleck herum, der auf ihr neues perlgraues Seidenkleid gekommen war. Ihre Augen winkten den hinter Maria her drängenden Brautjungfern zu. „In den roten Salon mit euch, Kinder!" Immer ungeduldiger rieb sie. „Du wartest wohl im Eckzimmer auf Felix, Mia?"

Das Licht einer großen Lampe fiel voll auf die



Erscheinung der Braut. Der Majorin traten Tränen in die Augen. „Mein Kind, mein geliebtes Kind!“ murmelte sie. Ihr Atem ging rasch, sie fühlte sich erschöpft. Dieser Trubel heute, diese Anforderungen! Und wenn sie an den Abschied dachte, an den Abschied, der ihr heute abend drohte —

„Mama!“ Maria bückte sich auf die geliebten Hände, die zitternd nach ihr tasteten. Mit einem Tränenstrom wollte alles hervorbrechen, was in der Tochter Herzen sich regte für die kleine, zarte Frau, innige Liebe, Verzeihung so manchen Mißverstehens und vor allen Dingen tausendfacher Dank für nimmermüdes Sorgen, immerwaches Behüten.

„Nur nicht weinen, Kindchen, nur nicht weinen am Hochzeitstag! Das Weinen, das ist für mich heut, weil du doch nun von uns gehst. Du sollst lachen, mein Herzenskind, mein geliebtes. Lachen, jubeln, dich freuen!“ Sie küßte die Tochter behutsam auf den Myrtenkranz. „Ich freue mich ja doch auch. So sehr freue ich mich!“ Nun schoß es ihr heiß aus den Augen, nun schob sich der krampfhaft zusammengezogene Mund in die Breite. „Aber geh jetzt, mein Liebling, Felix kann jeden Augenblick kommen. Ich will noch einmal alles nachsehen und mein Rosenstöckchen neben den Altar setzen. Das muß dabei sein, wenn du getraut wirst.“

* * *

Maria trat in das kleine Eckzimmer, in dem man längs der Wände die Hochzeitsgeschenke aufgestellt hatte.

Vom dunkelgetäfelten Plafond herab hing ein alter Kristallüster. Erblindet sein Behang, wie schwere Tränen tropfend, trüb und müde. Die Blicke der

Braut hafteten daran; die Pein des letzten, des allerletzten Wartens!

Etwas bestrickend Zärtliches hatte sich über ihre Erscheinung gebreitet, eine süße Innigkeit — Frühlingsschwermut!

Das weiße Kleid schien zu flüstern aus jedem Fältchen hervor, der Schleier sie abzuschließen von der Welt.

Felix! Wenn er nun käme!

Ihr Blick glitt über die Wände, streifte die alte blumige Tapete, die Bilder darauf.

Ein glückseliger Seufzer drängte sich auf Marias Lippen. Ihr öffnete die Zukunft goldene Tore, ihr und Felix. Wie frisch und lebenstrotzend er am Vormittag ausgesehen hatte während der Ziviltrauung! Der Glanz in seinen Augen! Und sein Händedruck! So fest, so männlich, und doch in ein Zittern verlaufend, in ein scheues, zärtliches Zittern!

Schritte draußen im Gang. In stürmischer Freude klopft ihr das Herz auf. Sie beugt den Kopf ein wenig zur Seite —

Er ist's! Er muß es sein!

Dichter zieht sie den Schleier um ihre Gestalt, ein flackerndes Rot glüht ihr hin über Gesicht und Nacken.

Die Schritte verlieren sich.

In den anstoßenden Räumen nimmt das Stimmengeräusch zu. Die Gäste scheinen vollzählig versammelt zu sein.

Jetzt wird die Tür zum kleinen Ecksalon mit einem Ruck aufgestoßen. Marias Vater tritt in scharfer Wendung über die Schwelle. Wie Donner und Blitz geht's über sein Gesicht.

„So ruhig, mein gutes Kind? Das muß ich sagen!

Ich hab' fast die Zügel über mich verloren!" Die Hände auf dem Rücken, durchmißt der alte Soldat ein paarmal den kleinen Raum. „Hm — das sind so Sachen — Sachen! —" Er fährt plötzlich auf. Mit drei Schritten seiner etwas steifen Beine ist er am Fenster. Unten rollt ein Wagen vor.

Maria steht unbeweglich. Etwas wie ein leises Frieren ist über sie gekommen, alles Blut hat sich ihr vorm Herzen gestaut. Aber nun, aber nun — —

Ein kurzer, scharfer Pfiff vom Fenster her. „Tante Hoppe! Auch das noch! Entstellt einem die Wohnung, tritt allen auf die Füße und wird Sachen aufrühren, Sachen —" In verbissener Wut bleibt er vor einem der alten Bilder stehen. Der da oben im Harnisch, der würde mit Feuer und Schwert dreingefahren sein, wenn man ihn hätte warten lassen wollen, warten bei einer derartigen Feier.

„Papa, möchtest du nicht zu den Gästen gehen? Ich bin wirklich ganz ruhig. Felix muß durch etwas völlig Unerwartetes aufgehalten worden sein." Die Vorstellung einer Stauung im Straßenverkehr, eines Wagenzusammenpralls geht ihr flüchtig durch den Sinn. „Es ist peinlich, gewiß — aber wozu sich aufregen? Geh, Papa, lieber Papa!"

Mit einer kurzen Wendung bleibt der hagere ältliche Mann vor dem jungen Mädchen stehen. „Tapfer bist du, meine Tochter. Verdienst ein Großkreuz für Geduld." Er rührt an ihr Kinn, wirft noch einen kurzen Blick zu dem verblaßten Bild hinauf. Dann geht er aus dem Zimmer. In der Aufregung vergißt er, die Tür völlig zu schließen. Durch den Spalt stiehlt sich Marias Blick.

Gruppen haben sich gebildet, die Gäste flüstern und raunen. Wie die Vermutungen sich langsam,

klebrig von den Lippen lösen mögen, wie hier ein Wortpfeil, dort ein spitzer Blick geschleudert werden mag — —

Die Brautjungfern halten die Köpfe zusammengesteckt. Ihre Kränze bilden einen bunten Riesenstrauß.

Schattengleich erscheint die zarte Gestalt von Marias Mutter am Türspalt, zieht sich dann schüchtern zurück. Wozu dem Kind einen Augenblick der Beschämung bereiten!

Das Herz der Tochter klopft ein paarmal schmerzhaft auf.

Da erweitert sich der Türspalt, eine groteske Gestalt drängt sich hindurch. Tante Hoppe im zimtfarbenen Samtkleid, eine verwahrloste Pelzboa um die Schultern, nach Naphthalin duftend wie eine Museumsmumie! Im ganzen Familienkreise nennt man sie „Tante Kinderschreck"; unerfreulich, ungeladen taucht sie auf — zu passender oder unpassender Stunde; niemand liebt sie, die Kleinen verstecken sich vor ihr, ihre unheimliche Erscheinung ängstigt sie sogar im Traum.

Ein peinliches Gefühl bemächtigt sich Marias. Nimmt sie es wirklich zum ersten Male wahr, daß dies eingesunkene Gesicht mit den großen, tiefliegenden Augen, den weiten Nasenlöchern, den vorstehenden Zähnen einem Totenkopf gleicht?

Sie schaudert leicht zurück, als Tante Hoppe nun theatralisch ihre Arme ausbreitet. „Maria, armes Kind! Siehst du, da hast du die Ehe. Und das ist bloß der Anfang. So sind die Männer. Ewig lassen sie einen warten. Nun, ich hab' mich gehütet, ihnen in die Hände zu fallen." Sie lüftet ihre Boa, ein paar Pelzhärchen stäuben heraus. „Wie gemausert steht man schließlich da. Gräßlich!" Mit ihrem schlüpfenden Gang wendet sie sich der Ausstellung der Hochzeits-

gaben zu, bringt eine altmodische Lorgnette an die zwinkernden Augen und mustert kritisch die einzelnen Stücke nebst den daran befestigten Visitenkarten der Spender.

„Hat sich der Eberhard ins Zeug gelegt! Ein Tafelaufsatz — alle Wetter! Wird schwerlich schon bezahlt sein. Und von Cousine Jeannette einen Suppenschöpfer? Power, höchst power — und womöglich Christofle.“ Sie wiegt den großen Löffel in der Hand. „Ganz gewiß. So schwer ist Silber nicht.“ Jetzt rührt sie an eine Nymphenburger Gruppe, ein prachtvolles altes Stück von Bastelli, Harlekine in feurigem, brillantem Farbenspiel, die feinen, sprechenden Glieder kraftvoll bewegt. „Die einzig richtige Art, Männer darzustellen. Harlekine allesamt. Bah!“ Sie bläst über das feine Porzellan hin. „Daß sich die Ariberts davon getrennt haben! Na, wird an zehn Stellen gekittet sein. Beim Auspacken bleiben dir die Musjös einzeln in den Händen.“ Sie räuspert sich. „Eigentlich wollt' ich dir eine von meinen Meißner Gruppen schicken, aber das erübrigt sich nun. Nur nicht so viel zerbrechlichen Ballast auffammeln.“

Sie schiebt sich weiter. „Vier Schlüsselkörbchen, eins, zwei, drei — sieben Lampen,“ zählt sie. „Na, Gottes Segen. Fehlt nur noch das Teesieb für hundert Personen.“ Sie bleibt vor einer Säule stehen, die ein wundervolles Kunstwerk trägt, den Hypnos, den Schlafgott, auf der Stirn einen Traum, an den Ohren Fledermausflügel. Mit dem dünnen Zeigefinger tippt sie auf die schmale, edle Nase des Kopfes. „Marmor? Von deiner Schwägerin? Wirklicher Marmor? Wohl unter der Hand gekauft? Und nackt noch dazu. Fi, shocking. Die wollte dir einen Tort antun. Wie? Was? Weil dein Felix doch nun Majoratserbe ge-

worden ist nach dem Tode ihres schönen Heinz-Dietz. Ja, ja, sterben ist meistens eine Dummheit. Und lauter Mädels in die Welt setzen auch."

Maria hat gar nicht zugehört. Eine dunkle Qual beginnt in ihr aufzusteigen, eine nörgelnde, folternde Unruhe. Sie fängt an, dem Geschick zu grollen, das ihr den schönsten Tag zu beflecken trachtet. Endlich macht sie eine bittende Bewegung. „Tante Hoppe, wenn du mich allein lassen wolltest."

„Aber ich helf' dir doch so schön warten." Die zimtfarbene Schleppe knistert, Tante Kinderschreck beschäftigt sich immer eingehender mit den Geschenken. „Von Leberechts ein silberner Samowar? Wirklich der Gipfel der Noblesse!" murmelt sie neidisch.

Da knarrt die Tür. Zum zweiten Male, ungeduldiger und verdrossener noch, schiebt sich der Major ins Zimmer. Seine Brauen sind finster gefaltet, eine nutzlose Wut entstellt sein Gesicht. „Maria!" ruft er streng. „Das sind nicht mehr Sachen — das ist ein Affront. Irgend eine Entschuldigung für das Benehmen deines Verlobten gibt es nicht. Mindestens hätte er einen Boten senden müssen mit der Bitte um Aufschub der Zeremonie."

„Aufschub der Zeremonie!" Der Braut stockt der Atem. Ein Zittern geht durch ihren Körper. Hilflos sieht sie sich um. Blicken die gemalten Augen an den Wänden nicht zu ihr nieder voll geheimer Schadenfreude? Rasselt der Degen der alten Kriegsgurgel da oben nicht drohend? Sie klammert die Hände ineinander, preßt sie bis zur Schmerzhaftigkeit.

Da raschelt Tante Kinderschreck auf sie zu, geringschätzig die Schultern hochschiebend. „Männer!" Das Wort fällt ihr von den Lippen wie eine abgegriffene Münze. „Was läßt sich da viel erwarten. Ewig

machen sie einem einen Querstrich. — Stellt euch übrigens nicht an! Er wird schon kommen. Vielleicht ist ihm eine Handschuhnaht geplatzt. So was kommt vor."

Der Major zerrt an seinem Schnurrbart, als wolle er die grauen Stoppeln ausreißen. Seine Stimme klingt barsch und aufgeregt. Er wirft Worte hin, die er im nächsten Augenblick zurücknehmen möchte. Tante Hoppe klappert einstimmend mit ihren Kiefern.

Leiser, immer leiser spricht man in den Nebenräumen. Hin und wieder ein Verlegenheitslachen, ein beklommenes Räuspern, dann wieder das unheimliche Tuscheln und Flüstern. An das Summen giftiger Insekten erinnert's.

Der Major tastet jetzt an seiner Hüfte herum, als suche er den Degen, der ehemals dort gehangen hat. „Eine Blamage — unauslöschlich — nie dagewesen! Der Leberecht platzt innerlich vor Schadenfreude, der Amalie quellen die Augen in heimlichem Triumph. Ich gehe nicht wieder hinein. Mir steht der Schaum vor dem Mund."

„Tatatata!" Tante Kinderschreck streicht ein Samtkissen gegen den Strich. „Immer kalt Blut." Sie wendet sich plötzlich um. „Je, was ist denn los?"

Maria hat die Arme zum Fenster hingestreckt, ohne sich von ihrem Platz zu rühren. Ein Lächeln geht auf in ihrem Gesicht, sie hebt die Stirn zu dem Lichterglanz, der über ihr schwebt. Keine der kalten, trüben Tränen wird von da oben herabtropfen auf ihr glühendes Antlitz, auf ihr Herz, auf ihre bräutliche Seligkeit. „Er kommt. Ich fühl's. Gleich wird er hier sein, Felix!" Sie murmelt den Namen mit erstícktem Jauchzen, befreit, erlöst. Hat sie Minuten gewartet, Stunden, eine Ewigkeit? Sie weiß es nicht, hat es vergessen.

Mit einem Sprunge ist der Major am Fenster, reißt beide Flügel auf, beugt sich weit über die Brüstung. „Ein Wagen kommt um die Ecke.“ Das Fenster kracht zu. „Es ist Felix.“

Tante Kinderschreck greift nach ihrer Schleppe. „Na, da bin ich wohl überflüssig,“ bemerkt sie spitzig und bewegt sich auf die Tür zu. Eigentlich ist es ihr leid um die schlichte Lösung der Situation. Sie hat sich insgeheim auf eine Art Trauermahl für wenige auserwählte Leidtragende gefreut.

Durch die Seitentür tritt jetzt Felix v. Syburg. „Maria, Papa — wie soll ich das jemals gutmachen? Könnt ihr mir überhaupt verzeihen?“ Er spricht hastig, abgehackt, fast ohne Atem, nach einem in Sprüngen vollführten Treppenaufstieg. „Fix und fertig stand ich da, der Wagen wartete bereits, da läßt sich mein Inspektor melden. Heller Aufruhr in Blankenfelde —“ Seine Blicke verlieren sich in den Ecken des Zimmers. „Ein paar Polacken, neu eingestellte Kerls, haben gemeutert, mein Hasenfuß von Brinkmann verliert völlig den Kopf, setzt sich auf, braust nach Berlin, fährt ohne weiteres zu mir. Ich bitte — an meinem Hochzeitstage! Aber schließlich mußte ich ihm doch Direktiven geben — nicht wahr, Papa? Und dann galt es, die bereits getroffenen Anordnungen für unsere Abreise umzustürzen. Du begreifst, Maria. Auf keinen Fall können wir heute abend nach Blankenfelde.“ Er bückt sich über die Hand der Braut. Dann überreicht er ihr einen Strauß aus Myrten und Rosen. „Du wirst deine Toilette nicht zu wechseln haben, Liebling. Wir bleiben vorläufig in einem der Lindenhotels.“

Der Major zerrt von neuem an seinen Bartstoppeln. Er vermeidet es, dem Schwiegersohn ins Gesicht zu sehen. „Meuterei und Unruhen auf Blankenfelde?

Bei deinen — verzeih — fast übertriebenen Wohlfahrtseinrichtungen?"

Felix macht eine Bewegung mit dem Arm, als wolle er etwas auslöschen, fortwischen. „Ich meine, wir haben jetzt an Wichtigeres zu denken, Papa!" Er drückt sein Taschentuch gegen die Stirn. „Geh vor allem zur Mama — ich bitte dich. Versuche es, mich zu entschuldigen. Kläre alles auf. Ich will inzwischen Maria um Verzeihung bitten."

Der Major entfernt sich. Er fühlt ein sonderbares Glühen in seinen Augen.

Maria hat den bittersüßen Duft des Brautbuketts eingeatmet. Myrtenknospen und weiße, vollaufgesprungene Rosen — das Werdende und die Erfüllung. Nun schlägt sie den Schleier zurück. Unter den goldstrahlenden Wimpern hervor sendet sie dem Geliebten einen Blick — einen Blick — —

„Ich habe dir nichts zu verzeihen, Felix."

Über Syburgs erhitztes Gesicht geht es wie ein Schatten. „Mein Kleinod, mein Heiligtum!" Er streift Marias Stirn mit den Lippen. Ihren Mund wagt er nicht zu berühren. Irgend etwas hält ihn zurück, wehrt ihm, den Kuß zu empfangen, nach dem er doch dürstet.

In stummer Umschlingung stehen die beiden Menschen. Sie fühlen das Klopfen ihrer Herzen, durch die Handschuhe hindurch spüren sie, wie fieberheiß ihre Hände sind.

„Meine Braut, mein teures, süßes Weib!" murmelt Syburg. Noch immer kommt ihm der Atem in Stößen, noch immer flackern seine Blicke. Das Gesicht, dessen dunklen Brand er sich am Äquator geholt hat, ist fahl.

Da trifft ihn ein leuchtendes Schaudern aus Marias Augen. Fester schlingt sie ihre Arme um seine Schul-

tern, als könne sie ihn abschließen dadurch vor jeder Gefahr, sich zwischen ihn und alles Leid der Welt stürzen.

— — — — — — — — — — — — — —

Leise, ganz leise wird die Tür geöffnet. Es schwebt herein, weiß, duftig, bekränzt. Junge, frohe Augen blitzen. Errötend, lächelnd nahen sich die Brautjungfern dem jungen Paar. Alle sind sie da, bis auf eine, die neben dem Altar harrt, hinter Palmen.

Mit einer ritterlichen Bewegung reicht Felix v. Syburg Maria den Arm. Durch die sich teilende Menge der Gäste schreiten die beiden ihrem Ziel entgegen, dem kerzenflammenden, blumengeschmückten Altar. Wie ein frischer, atmender Kranz schließen die Brautjungfern das Paar ein. Marias umschleierte Gestalt schmiegt sich eng an den hochgewachsenen Verlobten.

Da knistert's in den dunkelgrünen Blättern der Palmen, etwas wie ein Seufzer, verschwebend, hauchzart. Dann ertönt, von einer verklärten Menschenstimme gesungen, der Engelsgruß von Palästrina.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Ringe sind gewechselt. Ein paar Herzschläge lang schwebten sie in der Luft wie die Glieder einer goldenen Kette, matt vom Altarlicht umglänzt; einen Augenblick irrte Ottilies Blick durch eine Lücke im Geblätter über sie hin.

Die dunkelschwarzen Pupillen des Mädchens schwimmen in Tränen. Die Worte des Geistlichen haben ihr Inneres erschüttert, haben geweckt, was in dieser Stunde hätte schlummern sollen, was sie bekämpft, niedergerungen wie eine Schlange, wie ein Ungeheuer.

Sie krampft die Hände zusammen. Sie atmet schwer. Es gilt, ihre tränenumflorte Stimme zu klären,

um noch einmal zu singen, um den Segen auszugießen über Marias Haupt und — seines.

Wie Kohlen glänzen ihre Augen, ihre weiße Kehle schwillt. Jetzt öffnet sie die Lippen: „Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht —“

Von Zeit zu Zeit erschüttert ein Beben die einsame, in der Luft schwimmende Stimme. Dann wird sie wieder rein und fest. Wie durch einen Goldstrom gezogen, erglänzen die Worte: „— und hätte der Liebe nicht —“

Noch ein letztes Mal schauert es über die gesenkten Köpfe der Versammlung hin gleich einer mystischen Mahnung. Dann tiefes Schweigen, kein Laut, keine Bewegung, kaum ein Atemzug.

Der Geistliche erhebt die Hände zum Gebet.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Felix v. Syburg sich vom Altar abwandte und sein bleiches, erregtes Gesicht den Gästen zukehrte, lag in seinem Blick etwas Leeres, Fernes, Entrücktes. Aber die Hand, die nach Marias Fingern griff, schien eisengepanzert, und seine Gestalt hätte man für gewappnet und umschient halten können.

Der Major warf einen langen, messenden Blick zu ihm hinüber, Tante Kinderschreck zog mokant die Lippen von den Zähnen.

Über die Festversammlung kam jetzt ein Sichlösen und Sichdehnen — das Aufatmen nach dem Bann lastender Feierlichkeit. Schleppen rauschten, leise klirrten die Tanzsporen, feine Seide knisterte, und eine Wolke von Wohlgerüchen mischte sich zu einem wilden, berauschenden Bukett.

Man umdrängte das junge Paar. Neugierige Blicke trachteten Marias Schleier zu durchdringen,

sanken ab von Felix Syburgs seltsam starrem Ernst. Glückwünsche wurden gemurmelt, Umarmungen und Küsse getauscht.

Die Brautmutter mit ihrem feinen Rokokogesicht war ganz Rührung, Ergriffenheit, Tränenseligkeit. Aus dem Wesen des Brautvaters verschwand die letzte Spur von Mißbehagen, als ihn die Tochter auf beide Wangen küßte und seine und des neugewonnenen Sohnes Hand mit herzhaftem Druck ineinanderfügte. Zwei kleine Mädchen, schön wie Engel, sahen der Szene ernsthaft zu und streuten dann aus ihren Körbchen Blumen vor die Füße der Braut.

Und nun ging es zur Tafel.

Erst jetzt wich der Druck, den das beängstigende Ausbleiben des Bräutigams verursacht hatte, völlig, verwandelte sich gleichsam in ein keckes Losgebundensein, in ein Aufspringen und Aufspritzen von Übermut und Laune. Keiner der Festgenossen wollte sich erinnern, jemals einer freudenreicheren Hochzeitsfeier angewohnt zu haben als der von Felix und Maria v. Syburg.

Man aß und trank, man lachte und schwatzte. Die Tischredner zeigten militärische Knappheit, nahmen ihre Themata summarisch, die Privatgespräche der Gäste kaum unterbrechend. Von Zeit zu Zeit kam aus dem anstoßenden Raum, in dem man die Musikanten untergebracht hatte, eine Fanfare herüber, oder ein Tusch regte dazu an, das Brautpaar, die Brauteltern, die Frauen, die Schönheit durch Gläserklang und Rundgesang zu ehren und zu feiern.

Jauchzen vom Tische der Jugend her mischte sich jedesmal in die melodramatisch ausklingenden Rufe.

Als der große Hochzeitskuchen zerschnitten werden sollte, trugen die Diener auf einen Wink des Majors Platten mit nur sparsam gefüllten Gläsern herbei. Ein

seltenes Naß glänzte darin, vom Vater immer wieder auf den Sohn vererbt: Kometenwein aus dem gefürchteten Kometenjahr 1835, zu öliger Süße eingetrocknet in beinahe achtzigjähriger Ruhe.

Erneuter Jubel bei der Jugend. Eigentlich schmeckte das Zeug gräßlich, wie ein „unangefressener“ Fahnenjunker eingestand, aber die Mehrzahl der jungen Offiziere ließ es mit angenommener Kennermiene über die Zunge rinnen, und die Brautjungfern stellten sich, als sei ihnen zum mindesten Nektar kredenzt worden.

Tante Kinderschreck schüttete den Inhalt ihres Glases, nachdem sie davon genippt hatte, einfach in den vor ihr stehenden Sektkühler — die einzige Kritik, die sie für den Kometenwein fand.

Im übrigen sprach sie tapfer dem Champagner zu; beim dritten Glase wurde sie betrübt, beim fünften suchte sie vergeblich nach ihren gewohnten boshaften Entgegnungen auf freundliches Entgegenkommen, beim siebenten sagte sie, in ihre Boa schluchzend: „O diese Männer! Daß sie mich nicht geheiratet haben! Ich wäre gut und sanft geworden — ich altes Schandmaul!“ Beim neunten sah ihre Umgebung sich genötigt, sie in ein stilles Kämmerchen zu führen, in Marias leeres, verlassenes Mädchenzimmer. Dort saß sie und starrte in den dunklen, ausgeraubten Raum wie in ihre dunkle, ausgeraubte Zukunft.

— — — — — — — — — — — — — —

Aber die Jugend, die Jugend, die tollte und lachte weiter. Kaum war der Nachtisch serviert, so gab's kein Halten mehr. Im Umsehen waren die Tische fortgerückt, die Teppiche gehoben.

Gleich einer lauen Wolke strömte die Frühlingsluft durch die geöffneten Fenster, gekühlt von einem leichten, wie Schaum zersprühenden Regen. Die

Nacht schien noch fern zu sein, leichte Dämmerung hüllte alles ein, verklärte alles, ohne es zu verwischen.

Für das Brautpaar hatte man Ehrensessel in den Erker geschoben. Eine feierliche Polonaise — dann Walzer auf Walzer. Ehrsame, langsamere deutsche Walzer, und nun die girrenden, lockenden, süß-verführenden Weisen eines Strauß, diese von Tanzrhythmen verschleierten Klagerufe, diese heißen, sehnsuchtsvollen, unter Lust und Tändelei versteckten Herzschläge.

Und getragen von diesen Klängen wirbelte die Jugend herum. Ein Flattern wie von Faltern, ein Duften wie von Blumen. Golden und dunkelbronzen erglänzten die Haarkronen der Mädchen, wie in Seeschaum getaucht wiegten sich ihre Narzissengestalten, seiden- und silberbeschuhte Füßchen glitten unter dem duftigen Gewoge der Kleider hervor. Die Tänzer lächelten vor sich hin, ein ungewisses Fragen in den Augen: „Wer wird die nächste Braut sein?“

Und die Sucht zu tanzen erfaßte die ältesten Herren, die bejahrtesten Damen. Der Brautvater drehte sich mit der Brautmutter, die Engelsgeschöpfe, die Blumen vor die Füße der Braut gestreut hatten, hüpften dazwischen, ihre Locken schüttelnd, und schließlich kam Tante Kinderschreck hereingetaumelt wie ein häßlicher, fahler Käfer und drehte sich einsam um sich selber, auch in dieser Stunde keinen Partner findend.

Nur die Braut tanzte nicht. Ein Rausch des Glücks, siegesfrohen Besitzes hielt sie wie in einen Zauber gebannt, seit jene fürchterliche Zeitspanne voll qualvollen Wartens ihr die Seele mit ungeheuerlichen Vorstellungen hatte erfüllen wollen. Zaghaft flüsterte sie es Felix zu, daß sie sich vom Tanz auszuschließen wünsche, damit kein Arm als der seine sie an diesem Tage berühre.

Er küßte ihr ritterlich die Hand und ließ sich an ihrer Seite nieder. Von Zeit zu Zeit befragte er verstohlen seine Uhr, in grüblerischer Gespanntheit, als hinge etwas Besonderes und Wichtiges davon ab, daß sein und Marias Aufbruch genau zu einer gegebenen Minute erfolge. —

Tiefer brannten die Kerzen nieder, die Blumen gaben ihren letzten Duft, immer aufreizender klopften die Rhythmen, der Boden schien glühend zu werden unter den darüber hinwirbelnden Fußspitzen. Die Sträuße in den Gürteln der Tänzerinnen ließen ihre Blätter fallen, ihre halbgewelkten Stengel.

Über Rosen, über Dornen ging der Tanz.

Kläre Lingen, die Studentin, hatte sich mit einem ältlichen Herrn, einem Professor an der Berliner Universität, in eine Ecke zurückgezogen. Ihr kluges, abgespanntes Gesicht war förmlich aufgeblüht, in lachender Feindschaft bekämpften sie einander, bohrten tiefgründige Probleme an und fochten so heftig mit den Händen in der Luft herum, daß beiden die letzten Knöpfe von den Handschuhen sprangen — welch humoristische Übereinstimmung in der Folge die Ursache zu einem rasch geschlossenen Ehebündnis wurde.

Litschka v. Quast, die kleine Sportkomtesse, hatte sich mit einem Rennreiter zusammengefunden. Beiden erschien das Tanzen fad. Sie tauschten Sporterlebnisse. Die schlanke Jockeifigur des Rennreiters bog sich vor Lachen über die drastische Ausdrucksweise der kleinen Amazone. Bis über den grünen Klee machte er ihr die Cour. Aber sie hielt ihr Herz fest, sehr fest; das gehörte bereits Marias zurückgewiesenem Freier, dem Sportgrafen Ottokar Thun. Nicht eine einzige Blume ihres Anemonenkränzchens erhielt der fesche Kavalier von der treuen kleinen Zigeunerin zum An-

denken. Mit den Füßen hätte sie stampfen mögen vor Ärger, daß der waghalsigste aller Reiter, der ausdauerndste aller Tänzer der Hochzeit hatte fernbleiben müssen. Keiner reichte ihm ja das Wasser in ihren Augen — keiner. Durch ihn erst wäre das Fest ihr zum Fest geworden. Daß Maria den hatte verschmähen können!

Die jüngste der Brautjungfern, die unter weißen Rosen zärtlich und braunbewimpert hervorschaute, drehte sich auf ihren Tanzfüßchen durch den Saal, immer mit demselben, bis ihr der Atem ausging und sie sich in das kühle, matterleuchtete Eckzimmerchen retten mußte, in dem Maria auf den Verlobten geharrt hatte. Ihr junger Partner folgte ihr und kniete auf einem Schemel zu ihren Füßen nieder.

Was er schwatzte? Leuchtende Torheit, heiligen Unsinn, Frühlingstollheiten, und dazwischen stammelte er von glückseliger Verzweiflung, von fröhlichem Jammer. Augen, die unter einem Tränenschleier lachten, horchten auf seine heißen, sprudelnden Worte.

Schließlich zog er neckend eine Schachtel mit bengalischen Zündhölzern aus der Tasche, strich eines nach dem anderen an, daß der Schein auf Vickis Gesichtchen fiel.

Rubinrot, smaragdgrün, saphirblau flammte es hin über die durchsichtige Haut, die zärtlichen Augen. „Entzückend in jeder Beleuchtung," murmelte er unter seinem Herzbrecherschnurrbärtchen hervor und faßte nach seinem Kopf, den er zu verlieren im Begriff stand.

Vicki, die kleine Siegerin, jauchzte laut. Seligholdes Reimendes wollte ihre Brust zersprengen, ihr Gesicht brannte, es zuckte ihr in Händen und Füßen. Die ganze Welt hätte sie umarmen mögen.

Fanfare! Blumenwalzer! „Rosen aus dem Süden"

flogen durch den Saal, stachelnd mit den Dornen scharfer Dissonanzen.

Ein halbes Dutzend junger Offiziere stürmte ins Zimmer, in jeder Hand drei, vier Sträußchen. „Einen Tanz, einen einzigen —“

Die Kleine schüttelte ernsthaft den Kopf, während ihr Blick an ihrem jungen Kavalier hing.

Da regneten die Blumen zu ihren Füßen nieder, Narzissen, Maiblumen, Veilchen.

Lächelnd bückte sie sich.

Abermals Fanfare. „Die Myrte wird abgetanzt.“

Nun schoß Vicki davon, die bunten Gestalten der Offiziere hinter ihr drein.

Felix und Maria standen mitten im Saal, über den Augen eine Binde — Schicksal spielend. In feierlichem Reigen bewegte sich die ganze Schar junger zukunftsneugieriger Menschen um sie her.

Syburg griff stark und fest zu und erfaßte Vicki; Maria tastete sich im nämlichen Augenblick zu dem jungen Kavalier des reizenden Geschöpfchens hin. Ausgelassener Jubel.

Schmettau und das Regimentsbaby!

Tusch! Tusch! Tusch! In rasendem Galopp wirbelte das kinderjunge Paar davon. Ihre Herzen klopften, ihre Lippen waren wie versiegelt. Schmettaus Augen redeten, fragten, flehten, und ein Paar blaue zärtliche Sterne gaben ihm Antwort.

Einen Herzschlag lang hielt er endlich inne im tollen Schleifen und Drehen. „Es gilt also fürs Leben, Vicki — Vicki!“

„Es gilt!“ flüsterte sie zurück und schmiegte sich fester in seinen Arm.

Die Mutter der kleinen heimlichen Braut hob sich auf den Fußspitzen, lächelnd und doch mit leiser Ab-

wehr im Blick. Dieses Kind, das gestern noch mit seinen Puppen gespielt!

— — — — — — — — — — — — — —

Mit traurigen Augen hatte Ottilie dem Myrtenorakel zugesehen.

Seit der erste Geigenstrich erklungen war, hatte sie sich gedreht auf zitternden Füßen, hatte wild getanzt, war aus einem Arm in den anderen geflogen. Ihr Mund stand in einem erstarrten Lächeln, ihre Pupillen waren zusammengezogen, bleich schimmerte ihre Stirn. Und der Mohnkranz darüber glühte wie mit Blut betaut, ihre Brauen zuckten und zitterten.

Sie preßte die Hände fest auf die Brust. Da innen, da war etwas, ein Drängen und Stoßen, eine Qual ohne Maß. Sie hätte sich zu Boden werfen mögen, das Gesicht im Staub, die Arme ausgebreitet wie ans Kreuz geschlagen.

So aufgerichtet stehend, suchte ihr Blick durch die aufgewirbelten Staubwolken hin doch nur den einen, den Mann mit dem dunkelverbrannten Gesicht, der heute eine andere heimführen sollte.

Neben ihr sprach eine Stimme, zitternd, verhalten — sprach ernste, gewichtige Worte, anknüpfend an das Blumenorakel. Mit halber Kopfwendung schien sie zuzuhören. Ihre Seele lag auf der Folter, litt und rang.

„Ottilie, Sie sind mir lieb, wie lange schon. Lockt Sie nicht das Beispiel Ihrer Freundin, glücklich zu werden? Ottilie!“

Weh verzog sich ihr Mund, bitter und dürstend. Der Fächer, den sie heftig bewegt hatte, stand plötzlich still.

„Ottilie, sagen Sie mir doch ein gutes Wort. Schweigen Sie nicht so erbarmungslos. Ottilie, werden Sie die Meine!“

Ein zerreißendes Lachen. Sie drehte sich voll zu ihm um, der mit einem gequälten, unsicheren Ausdruck sie anblickte. „Ich die Ihre? Wie kommen Sie zu dem törichten Wunsch?“ Der Fächer zerbrach zwischen ihren zuckenden Fingern.

Tief erschrocken beugte er sich über sie. „Mein Gott, was ist Ihnen? Sind Sie krank? Sie fiebern ja. Nehmen Sie meinen Arm, kommen Sie, ich führe Sie zu Ihrem Platz. Aber vorher geben Sie mir eine ganz leise, kleine Hoffnung. Ich bitte so innig, Ottilie.“

Ihre Stimme, sonst weich und dunkel, klang scharf und rauh. „Hoffnung? Es gibt keine Hoffnung auf Erden. Aber wenn es Sie trösten kann — ich werde nie heiraten. Niemals!“

Sie schob sich mit einer herben Bewegung in einen Knäuel von Tanzenden hinein, bahnte sich einen Weg mitten durch den Saal. Es würgte sie etwas in der Kehle — ihr war, als müsse sie ersticken.

Sie schämte sich ihrer Feigheit, aber nicht ums Sterben hätte sie länger verweilen können. Mit zitternden Knieen lief sie über den Gang in den kleinen Garderoberaum und griff nach Mantel und Schleier.

Ein verstohlener Blick rückwärts — niemand folgte ihr, niemand beobachtete ihre Flucht.

Jede Selbstbeherrschung verlierend, laut schluchzend, stürzte sie in die Nacht hinaus.

— — — — — — — — — — — — — —

Nach Verteilung der Brautmyrte hatte sich Maria für Minuten von Felix getrennt. Sie mußte den Eltern ein paar Abschiedsworte sagen. Ihr Herz klopfte, die Tränen schossen ihr in die Augen.

„Das sind so Sachen —“ sagte der Major, „Sachen, die durchgemacht sein wollen. Tu deine Pflicht, mein

Kind, das ist das sicherste Lebensglück." Ein kurzer, trockener Händedruck, aber seine harten Augen fingen plötzlich an zu schwimmen.

Die Mutter streichelte und liebkoste. „Es gibt vielleicht doch noch ein besseres Glück," murmelte sie der Tochter zu. „Ich habe es wohl niemals kennen gelernt. Du wirst es finden. Ich will's dir vom Himmel herabbeten. Und nun, allen Segen, meine liebe, liebe Maria!" Mit bebenden Fingern schob sie die Tochter von sich.

Die Luft war schwül geworden. Sie wogte und zitterte. Geheimnisvolle magnetische Ströme schossen von Blick zu Blick, von Herz zu Herzen. Schwerer wurden die Atemzüge, an die leichten Sohlen hängte sich's wie Blei. Aber weiter ging der Tanz. Hin über Rosen, über Dornen.

Felix und Maria sahen sich an. Durch Syburgs Gestalt ging ein Erbeben. Zum letzten Male befragte er seine Uhr, dann griff er mit schwerem Druck nach der Hand der Braut. „Es ist Zeit, Maria. Komm!"

Ein paar Herzschläge lang verweilten beide noch an der Saaltür. Ein Blenden von Kerzen, ein Durcheinander von festlichen Gestalten. Im Zugwind wehte Marias weißer Schleier auf. Jetzt waren sie draußen.

Unten vor der Tür hielt ein Automobil, nicht der elegante Wagen, in dem der Bräutigam vorgefahren war. Mit leichtem Erstaunen musterte Maria das für eine Brautfahrt befremdliche Gefährt. „Ich hatte die Pferde fast zuschanden hetzen lassen," murmelte Felix, sich entschuldigend. Schwer ließ er sich aufs Polster fallen. „Schließlich — wir sind doch moderne Menschen."

Wie die wilde Jagd raste das Auto über die lange Zeile der Charlottenburger Chaussee durchs Branden-

burger Tor. Einer Entführung glich die nächtliche Fahrt.

Maria hüllte sich dichter in ihren Schleier. Wie sie sich freute, daß Felix ihr nun den Kranz aus den Haaren nehmen würde, und nicht die Freundinnen, daß sie zu ihm kommen konnte in dem zauberischen weißen Staat! Wie sie sich der sausenden Fahrt freute, die ihr das nüchterne Dahinrollen im Eisenbahnwagen ersparte!

Nicht mehr als ein paar Atemzüge, und das Lindenhotel war erreicht.

Mit beinahe gewaltsamer Hast hob Syburg Maria aus dem Wagen. Ehe noch sein Diener abgestiegen und der Pförtner herbeigeeilt war, ehe sich Vorübergehende beim Anblick der Braut aufhalten konnten, befand sich das Paar im Vorraum des Hotels.

„Fahrstuhl!" befahl Syburg. „Zweiter Stock, Nummer dreißig und einunddreißig."

Die Drahtseile surrten leise. Der Spiegel warf Marias eingeschleierte Gestalt zurück. Wenige Schritte noch. Sich verbeugend, öffnete ein Diener die Tür zu den matterleuchteten Zimmern.

* * *

„Nein, nein, Maria, du mußt erst leben lernen. Du kannst ja nur lieben."

„Lernen in diesen Tagen, Felix? In diesen, diesen Tagen?"

„In diesen Tagen, Maria! Du mußt formen, zupacken lernen. Einschnitte machen lernen, Unterschiede bewältigen." Er betrachtete ihre Finger. „Wie zum Harfenspiel geschaffen, zu nichts weiter. Und deine Seele zum Erbeben."

„Laß mich beben, Felix, immerfort — für dich, durch dich."

„Nein, nein, Maria, wir können diese Zeit nicht ganz in Feuer und Glanz untergehen lassen. Du würdest dich sehnen danach wie ein Kind nach herabgebrannten Weihnachtskerzen."

Sie blickte ihn an, mit einem dunklen, zitternden Glanz in den Augen.

„Tränen, Maria?" Er wurde weich, nahm sie in die Arme. Sie küßten sich.

Oh, wie sie sich küßten!

— — — — — — — — — — — — —

„Bist du glücklich, Felix? Felix?!"

Seine Augen leuchteten ihr durch das Helldunkel des Zimmers entgegen. Über die Zimmerdecke huschten Schatten und Lichter von der Straße herauf. Ein gewaltiger Lebensstrom rauschte drunten vorüber, in dem Tausende von Herzen klopften, bangten, sich sehnten. Rauschte in die Nacht hinaus.

Und sie saßen beide, in Abgeschiedenheit und Erfüllung. In ihnen war ein Strom von Glück, eine Seligkeit, tief, wunschlos, traumlos, die alle Schätze besaß, in funkelnder Echtheit — rein und edel wie Gold.

— — — — — — — — — — — — —

Das Morgenlicht lag über ihnen, sie rosig umhauchend.

Alles schimmerte an Maria, das Haar, die Augen, der goldige Elfenbeinton der Haut. Ein süß-inniger Ausdruck schien die kleinen Unregelmäßigkeiten ihrer Gesichtsbildung verwischt zu haben.

„Du wirst jeden Tag schöner, Maria."

„Schmeichler! Schön bin ich nie gewesen. Aber ich bin glücklich, und das Glück, das ist wie ein Elixir, wie ein Lebenswasser, wie eine heiße innere Flamme. Auch dir brennt's zu den Augen heraus, Felix."

Er griff nach ihrem geknoteten Haar, um es lang aufzulösen, und ließ die einzelnen Fäden durch seine Finger spielen wie goldene Saiten.

„Hörst du, Maria, wie sie singen? Ganz leise? Von Liebe singen?“

— — — — — — — — — — — — —

Sobald Felix sich an den Schreibtisch setzte, um eines der einlaufenden Telegramme oder Schreiben aus Blankenfelde zu beantworten, versuchte Maria es, „vernünftig“ zu sein. Sie sah aus dem Fenster, sie nahm ein Buch zur Hand.

Aber gleich trieb es sie auf. Sie schlich sich hinter Felix' Stuhl, sie hauchte ihm ihren Namen ins Ohr, daß er in sein Blut fiel und darauf hintrieb, geschaukelt von den erregten strömenden Wellen. Oder sie legte ihre Finger über seine Augen und schmeichelte ihm die Feder aus der Hand.

Eines Tages fragte sie ihn nach alten Lieben, erloschenen Flammen, nach Abenteuern seines Herzens.

Er blickte auf. „Wie du doch stets das richtige Wort findest, Maria, ‚Abenteuer des Herzens‘. Anderes habe ich nicht kennen gelernt. Keine Liebe.“

„Ach, das sagt ihr immer, ihr Zigeuner, und habt doch alle ungezählte Frauen geküßt.“

„Das waren keine Frauen, Maria. Und das war keine Liebe.“ Er blickte sie klar an.

Da schlug sie die Augen nieder und schämte sich. Jede kleinliche Neugier erstarb in ihr.

— — — — — — — — — — — — —

Was war es, das sich in den Zauber dieser Liebestage mischte, daß Maria oft wie aus einem Traum gerufen auffuhr, sich umsah mit seltsam glänzenden Augen, nach Felix' Hand griff, ihn bat, zu ihr zu sprechen? „Sag etwas ganz Nüchternes, Alltägliches, Felix. Wecke

mich. Das kann doch nicht Wirklichkeit sein, was wir leben. Träume sind's, die auf uns niederfallen von anderen Sternen."

Mit wunderbarer Ruhe blickte er sie dann an, lächelte ihr zu und tat nach ihrem Wunsch.

Draußen wechselte verschleierter Sonnenschein mit prasselnden Regengüssen. Sie lebten vergraben in ihrem kleinen Liebesnest. Sie hielten sich verborgen vor der Welt. Selbst die Mahlzeiten nahmen sie auf dem Zimmer ein. Felix entfernte sich höchstens auf Minuten, um Blumen oder Bücher zu kaufen.

Eines Morgens stellte Maria die Uhren ab. „Um uns ist Ewigkeit," sagte sie. „Ob diese Zeit Tage gewährt hat, Stunden, Jahre — sie war, sie war Ewigkeit."

Felix sah auf zu ihr mit einem Blick so voll heißer Dankbarkeit, daß sie bis ins Tiefste erschrak. „Um uns ist Ewigkeit," wiederholte er langsam; mit schwerem Atem.

— — — — — — — — — — — — —

Aber neben den Entzückungen lebten sie auch Stunden voller Übermut und Neckerei. Felix, der ernste, strenge Felix, konnte wie ein Junge tollen. Er jagte hinter Maria her, bis ihr der Atem ausging und sie sich lachend in seine Arme warf. Er zeigte ihr Zauberkunststücke, die er in den hellen afrikanischen Nächten einem gefangenen Neger abgelernt hatte.

Er zog dann die Nase kraus, und von seiner Stirn verschwand die Falte, die tief wie eine eingeschnittene Rune zwischen seinen Brauen stand.

Oder sie tanzten zusammen, während Felix pfiff — den Hochzeitswalzer, den sie an jenem Tage mit seiner fast unheimlichen Feierlichkeit und der darauffolgenden noch unheimlicheren Festlust versäumt hatten.

Auch konnten sie sich übermütig necken mit stacheln-

den Worten. Felix warf Maria ihren unbändigen Stolz vor, den er bei seiner Bewerbung wie ein Bollwerk einzurennen gehabt habe. Und sie verteidigte sich, die Maske der Strenge vornehmend, und behauptete, daß sie von Rechts wegen sich als völlig uneinnehmbare Festung hätte zeigen müssen, denn verletzend und unbegreiflich sei es für sie gewesen, daß Felix jeder geringfügigen Annäherung immer wieder einen Rückzug habe folgen lassen. „Und hattest dich doch auf den ersten Blick in mich verliebt. O wie sicher ich dessen war!“ neckte sie.

„Ich wollte dich lieben, Maria. Das Wohlgefallen an Äußerlichkeiten, das reicht wohl nicht aus für die heiligste Bindung.“

Maria nickte, ernst werdend. „Und für ein ganzes Leben.“

Felix stand plötzlich auf und trat ans Fenster. Die Falte zwischen seinen Brauen vertiefte sich. Er starrte ins Leere.

Da raschelte Marias Kleid hinter ihm. Mit ein paar leisen Tritten war sie ihm gefolgt und legte ihre Hand auf seine Schulter.

Die Sonne goß draußen einen Regen feurigen Staubes nieder. Alle paar Schritte boten Mädchen Blumen feil, Mimosenbüschel, die, von oben gesehen, den Zweigen märchenhafter goldener Sträucher glichen, lachende Aurikel, dunkle Veilchen. Von den Hüten der Damen nickten künstliche Blumen, die Menschen gingen zumeist paarweis.

Auf der breiten Promenade wogte es nur so. Und über all das wirkliche, das eingebildete und verlogene Glück, das sich im Sonnenschein zur Schau stellte, hingen die Schleier des feinen, kaum erst aufgebrochenen Lindenlaubs — in jenem feurigen, wundervollen Grün,

das nur der Frühling kennt, und das an den ersten heißeren Sonnenküssen sterben muß.

Maria hob sich ein wenig auf den Zehenspitzen. „Möchtest du wohl eine Spazierfahrt mit mir machen, Felix?“

Er antwortete nicht. Hatte er ihre Frage überhört?

Mit einer ungeduldigen Bewegung drehte sie sich ins Zimmer zurück. Sie griff an ihre Schläfen. „Wann endlich werden wir nach Blankenfelde kommen? Ich sehne mich, dein Werk zu sehen, deine Menschen kennen zu lernen, Felix — und unser Heim.“ Sie blieb vor dem Spiegel stehen und steckte ihr Haar höher hinauf. „Weißt du, wie eine Landedelfrau sehe ich eigentlich nicht aus. Schade, daß du nicht in der Front geblieben bist, du, ein so schneidiger Offizier. Wie konntest du nur, so jung noch, darauf verfallen, gänzlich in Wohlfahrtsbestrebungen aufzugehen?“

Ihr Blick suchte im Spiegel den seinen. Aber Felix stand noch immer am Fenster, und sie konnte ihm nicht ins Gesicht sehen, konnte nicht sehen, daß er die Lippen zusammenpreßte und die Wimpern schloß wie vor jäh aufsteigenden Erinnerungsbildern.

„Aber so antworte mir doch, Felix. Oder macht dir unten irgend eine Schönheit Fensterpromenade? — Du, du!“ Scherzend hob sie den Finger.

Nun wandte er sich ins Zimmer zurück. „Was du da gefragt hast, Maria, das läßt sich nicht in drei Sätzen beantworten.“ Er strich über seine Stirn. „Das hängt mit einer inneren Wandlung zusammen, die über mich kam, aus gewissen Zwangsvorstellungen herauswachsend. Ich bildete mir eine Zeitlang ein — aus besonderen Gründen, Maria — mir nicht selber gehören zu dürfen. Mein Leben sollte vielen nützen. Dieser Gedanke goß mir gleichsam frisches Blut in die Adern. Damals

faßte ich den Vorsatz, einsam zu bleiben, mich niemals zu verheiraten."

Sie sah ihm verwundert ins Gesicht. „Du mit deiner Liebeskraft, deiner voll ausgereiften Männlichkeit?"

„Ich war noch fast ein Jüngling damals, Maria; von sehr weichen, fast weichlichen Mutterhänden erzogen. Ohne Vater aufgewachsen. Im Feuer gestählt hat mich erst die afrikanische Sonne. Dort habe ich zuerst auf eigenem Grund und Boden für andere denken gelernt und das eigene Ich vergessen, habe Menschenelend gesehen und Vertierung von Menschen durch Menschen."

„Und dann?"

„Dann kam meines Bruders Tod. Ich hatte das Majorat anzutreten. Man legte mir nahe, daß ich an die Fortsetzung der Familie denken müsse."

Die Hände sanken ihr schlaff herunter. „Darum hast du mich geheiratet?"

„Darum? O darum hätt' ich niemals geheiratet. Ich hab' aus diesem Grunde keine Frau angesehen. Auch dich nicht, Maria. Als ich dich kennen lernte, war ich bereits fünf Jahre Majoratsherr auf Blankenfelde, und mein Entschluß, einsam zu bleiben, bestand in voller Kraft. Aber du bezwangst mich, du nahmst mich ganz. Was mich zu dir zog, war stärker als meine ganze Männlichkeit, als alle meine Pläne, als der große Vorsatz, mein Lebenswerk allein zu vollbringen." Etwas Dunkles, Rätselvolles schwang in seiner Stimme mit, als er das Wort wiederholte: „Allein." Abermals wandte er sich dem Fenster zu. Und wieder schloß er die Wimpern. Und wieder preßte er die Lippen zusammen.

Maria fühlte, wie ein tiefer Ernst sie überkam.

„Wann werden wir nach Blankenfelde kommen? An unsere Arbeit?“ fragte sie.

„Bald, Maria, bald.“

Sie schob sich hinüber zu ihm. „Sag wann, Felix. Du, hörst du?“ Sie griff nach seiner Hand und legte seine kühlen, schmalen Finger an ihr heißes, junges Gesicht.

„Bald, Maria — zu bald!“

„Ach du — das heißt: vorerst nicht.“ Sie öffnete das Fenster. „So laß uns wenigstens ins Grüne hinausfahren. An die Havelseen. Ach, Felix, ich möchte dich so gern küssen unter blühenden Bäumen. Unsere Liebe ist bisher so eine rechte Winterliebe gewesen; unterm Schnee erwacht.“

„Eine Frühlingsliebe, Maria, eine Sommerliebe.“ Er biß sich auf die Lippen. „Was weißt du von Winterliebe mit Sturm und Vernichtung.“

„Also ich darf mich bereit machen, Felix? Wir fahren? Ja? Ach, nur heute, dies eine, eine Mal. Wir steigen vor der Tür in einen Wagen und sehen immerfort nach der Sonne, dann kann uns kein Bekannter grüßen und aufhalten.“

„Nein!“

Sie erschrak an dem harten Klang. „Meine erste Bitte schlägst du mir ab? Wenn ich nur wüßte, weshalb du mich hier als verwunschene Prinzessin gefangen hältst?“

Er trat dicht vor sie hin, und wie er vorm Altar eine gleichsam in Eisen gepanzerte Hand auf die ihre gelegt hatte, so tat er jetzt wieder. „Weil ich dich ganz für mich haben will, weil ich es niemand gönne, dich zu sehen, weil du mein bist, weil —“ Er preßte sie an sich, als wolle er sie töten.

— — — — — — — — — — — — — —

Und die Zeit wurde ihnen wahrlich nicht lang in

dieser glückdurchschauerten Abgeschiedenheit. Sobald die Wogen der Leidenschaft zurückebbten und sie etwas anderes denken wollten als nur sich und ihre Liebe, blätterten sie in den Büchern, die Felix aus einer nahe gelegenen Buchhandlung kommen ließ oder selber dort auswählte, in Sprüngen zurückkehrend, um Maria nicht lange allein lassen zu müssen.

Da waren Kupferstiche, Zeitschriften, Dramen, alte und neue — und Lieder, alte und neue.

Atemlos wandten sie oft die Seiten, mit zitternden Augensternen blickten sie einander an, denn sie suchten und fanden auch in den Schöpfungen der Lebendigsten und der längst Begrabenen immer sich und ihre Liebe.

„Hier, das lies!" forderte Maria.

„Kennst du dieses?" fragte Felix.

Eines Abends brachte er ihr seine afrikanischen Tagebücher. Glanzvolle und dunkle Bilder stürmten an ihr vorbei, von unaufhaltsam hingeschleuderten, rassigen Buchstaben wie von durchgehenden Pferden vorübergerissen. Schilderungen von Leopardenjagden, in denen man das fiebernde Blut des Jägers sieden zu hören meinte — von Erlebnissen zwischen den vergoldeten Wogenkämmen der Wüste, diesem sonnedurchglühten Sandozean, Berichte von erbitterten Handgemengen und blutigen Kämpfen.

Eine kleine Episode rührte Maria bis zu Tränen. Knapp und kurz war sie hingezeichnet, mit wenigen Strichen, rührend einfach, wie mit Herzblut geschrieben.

Um den Tod eines jungen Offiziers handelte sich's. Er hatte nicht Vater, nicht Mutter, nicht Liebste zurückgelassen, als er übers Meer ging, und doch siechte und krankte er bis ins Herz am Heimweh nach Deutschland. Ein Schuß aus dem Hinterhalt hatte ihn gefällt, an Felix' Seite. In seinen brechenden Augen hatte der

wilde Brand der Sehnsucht gelodert, seine Züge der Wahnsinn der Verzweiflung verzerrt, daß er auf fremder Erde sterben mußte.

— — — — — — — — — — — — —

Immer tiefer weihte Felix Maria auch in seine Zukunftspläne ein. Was in Blankenfelde entstehen sollte, vor ihrem geistigen Blick erwuchs es auf dem Grundstein, der bereits gelegt war, es hob und dehnte sich und spendete Dach und Heimat für viele, deren Fuß jetzt noch irren und straucheln mochte; es gab Wärme und Brot vielen, die jetzt noch frieren und darben mochten.

Maria begeisterte sich. So hatte sie Felix zuerst gesehen, einen ernsten, versonnenen Ausdruck auf der Stirn, den Blick nach innen gekehrt. In jener vom Zufall herbeigeführten Stunde war es durch ihren Sinn geglitten: „Der Mann ist unerreichbar für eine Frauenhand.“

Und nun hielt ihn ihre Hand, fesselte ihn und beseligte ihn.

Ja, sie mußte ihm folgen, wohin er sie auch leiten würde, mußte Elendswege mit ihm gehen, mußte Menschen mit erdigen Gefühlen die Sonne zeigen.

Sie demütigte sich ganz vor ihm, küßte seine Finger und sagte leise und erschüttert: „Auch m e i n Leben soll vielen gehören, Felix. Ich werde es dir beweisen. Laß uns bald aufbrechen.“

Er blickte vor sich hin wie in Fernen und Weiten. „Eine Zeit, in der ich dir so ausschließlich, so mit jedem Pulsschlag gehören kann, wird schwerlich wiederkehren. Bedenke, daß wir den Gipfel unseres Lebens erstiegen haben, daß es eine Steigerung des Glücks für uns nicht gibt und nicht geben kann.“

Sie senkte den Blick. „Also an ein Herabsinken glaubst du? Felix, Felix!“

„Nicht an ein Herabsinken, geliebte Maria, an ein wundervolles Erinnern.“

Aber sie wollte sich nicht trösten lassen. Sie brach in Tränen aus, weinte wie um Unwiederbringliches, Unersetzliches. „Glaubst du wirklich, Felix, daß es für uns einen Wechsel, eine Veränderung geben könnte?“

„Uns alle beherrscht die Zeit, das Schicksal,“ entgegnete er fest.

— — — — — — — — — — — — —

Von dem Augenblick an war etwas wie Meltau auf Marias lachende Glückseligkeit gefallen. Nun suchte sie die Tage zu haschen und zu halten, auszudehnen, jede Stunde in schweres Gold zu tauchen, damit sie in die Zukunft hineinzuglänzen vermöge als Erinnerung.

Sie verlangte nicht mehr auszugehen, auszufahren, sie schlang die Arme um Felix' Schultern, suchte seinen Blick, lauschte auf seine Worte.

Aber ihr Schlaf wurde unruhig, verlor sich an hastig vorübergleitende Traumbilder. Oft fuhr sie auf wie gerufen und sah dann Felix mit wachen, weitoffenen Augen in die Frühlingsmondnacht starren oder in den grauenden Morgen.

Leise, mit verhaltenem Atem rührte sie ihn an. „Was hast du, Felix? Woran denkst du?“

Er lächelte ihr dann zu mit einem seltsamen, wie ein kurzer Wetterschein sein Gesicht erhellenden Lächeln und wandte sich ab, die Lippen versiegelt.

* * *

Immer kürzer wurden die brandigen, von einer Lohe umflackerten Sonnenuntergänge, immer länger, immer heller die Dämmerungen, immer schwüler die Nächte.

Der Sommer kam auf heißen Sohlen geschritten, früher als sonst — zu früh.

In dem Wohnzimmer draußen bei Ellwangens waren die Rollvorhänge niedergelassen. Die Fliegen stießen mit den Köpfen gegen die Scheiben, von den Goldlacktöpfen auf dem Blumentisch stieg der Duft süß und schwer und einschläfernd auf. Ein paar Stechmücken fuhren im Zickzackflug umher — beutegierig. Zum Schneiden stand die Luft, von dunstiger Trockenheit erfüllt. Wie schwül es war!

In der einen Sofaecke hielt die Majorin Mittagsruhe, die feine, verwelkte Wange auf ein von Maria gesticktes Kissen gestützt. In der anderen Ecke schnarchte ihr Gatte, den Mund weit offen, aber in strammer Haltung, ohne Lässigkeit oder Lösung der Gliedmaßen.

Eine winzige durchsichtige Mücke setzte sich ihm blitzgeschwind auf die Nase, so oft er sie auch verscheuchen mochte. Endlich ließ sie sich erwischen; er zerdrückte sie zwischen den Fingern.

Nun kamen die Schnarchtöne gleichmäßig. Alles so still, nichts zu hören als das eintönige Summen der Fliegen und leises Tellerklappern von der Küche her. Brütende, schwüle Nachmittagsstille — —

Plötzlich wurde kurz, aber scharf an der Klingel gerissen, daß sie einen gellenden Ton hergab.

Das Ehepaar fuhr auf.

„Bist du auch erschrocken, Vaterchen?“ fragte die kleine, zarte Frau und strich hastig und nervös ihren graublonden Scheitel glatt.

Der Major reckte sich, daß ihm die Hüftknochen knackten. „Erschrocken? Ich? Um ein elendes Geklingel? — Das sind Weibersachen, meine liebe Philippine.“ Aber er stand doch auf und ging an die Tür, die zum Korridor führte.

Das Dienstmädchen hatte inzwischen geöffnet.

„Sieh da — Tante Hoppe!“ stieß der Major hervor. Mußte die in seinen Nachmittagschlaf hineinfallen!

Ohne weiteres schlüpfte sie an ihm vorbei ins Wohnzimmer. Über ihrem angeknitterten Sommerkleid trug sie eine Art Fliegenmantel aus Filetstrickerei, auf dem Kopf ein bräunliches Männerhütchen.

Mit wichtiger Gebärde schob sie ein durchgefettetes Kuchenpaket auf den Tisch. „Wollte doch endlich einmal bei euch hier draußen auf dem Balkon Kaffee trinken. In der Stadt erstickt man ja. Kuchen habe ich mitgebracht. Ihr eßt doch Mohnstriezel?“ Sie wußte ganz genau, welche Arten von Süßigkeiten in jeder Familie, die sie heimzusuchen kam, besonders verhaßt waren.

„Ich hänge mich auf dafür,“ knurrte ihr der Major entgegen.

Frau Philippine hatte inzwischen die Rollvorhänge hochgezogen und die Fenster weit geöffnet. Sie blinzelte in den Sonnenschein hinaus und sah prüfend nach der grauroten Dunstschicht, die wie ein Ring den Horizont einschnürte. „Gegen Abend gibt's sicherlich ein Gewitter,“ meinte sie.

Tante Hoppe legte ihren Hut ab. „Nun, ich kann's ja bei euch abwarten. Ich hab' Zeit. Nachher gehe ich dann zu Fuß nach Haus durch die gekühlte Luft.“

Der Major trat von einem Fuß auf den anderen. Ein ziegelfarbenes Rot färbte seine hageren Backenknochen. „Schießen Sie nur gleich los, Verehrteste, und zielen Sie nicht erst lange aus dem Hinterhalt. Denn mit irgend einer Bombe für uns sind Sie doch wohl geladen.“ Er rauchte seine Pfeife an und paffte

ein paarmal wütend in das kurze Rohr hinein, daß der Dampf herausfuhr wie geschleudert.

Tante Kinderschreck zwinkerte ihm harmlos zu. „Immer noch der alte Spaßmacher, Robertchen!“ Dann bückte sie sich über die Goldlackstöcke und die Monatsrosen der Majorin und steckte den dürren Zeigefinger zwischen die Stäbe des Vogelbauers, daß der kleine zahme Sittich darin angstvoll sein Gefieder sträubte.

Erst nachdem sie in aller Seelenruhe die vierte Tasse Kaffee geschlürft hatte, ging das unheilverkündende Lächeln in ihrem Gesicht auf, das wie in der Natur der gewisse schwefelige Schein einen Wetterschlag ahnen läßt. „Ich hab' doch euren Schwiegersohn gestern Unter den Linden gesehen,“ sagte sie, ihren Blick dem Major fest ins Auge bohrend. „Merkwürdig, daß das junge Paar immer noch in Berlin ist. Ja, die Männer! Immer tun sie das Unerwartete.“

Die Majorin setzte aufhorchend ihre Tasse aus der Hand. „Felix war allein? Maria nicht mit ihm?“

„Hätt' ich doch bemerken müssen. Ist ja keine Maus, das Mädel — Pardon, Frau — Frau.“ Sie säbelte so ungeschickt eine Scheibe von der Mohnstolle herunter, daß die Füllung dunkelschwärzlich herausquoll. „Euer Schwiegersohn — hm, ja,“ sie kaute schmatzend, „sah mich gar nicht, schien ganz eingenommen von irgend einer Sache zu sein.“

Die feinen Fältchen im Gesicht der Majorin verwirrten sich förmlich. „Gott weiß, was sich in Blankenfelde alles abspielen mag,“ meinte sie, bekümmert an die Störung des Hochzeitsfestes denkend.

„Ach, Blankenfelde, Blankenfelde!“ machte Tante Hoppe. „Ein frischgebackener Ehemann wird ausgerechnet Blankenfelde im Kopf haben. — Gib mir

doch noch eine Tasse, liebe Philippine — ja? — Danke. Und nun muß ich fleißig sein. Ihr wißt, daß ich immer eine ganze Horde Waisenkinder zu bestricken habe." Sie öffnete ihren Pompadour und zog eine Handarbeit hervor. „Hin und wieder ein Schlückchen, dann geht's noch einmal so rasch." Ihre Nadeln fingen an zu klappern. Das Wollknäuel fiel ihr vom Schoß; wie eine Parze sah sie aus, die anteillos den Schicksalsfaden abspinnt. Plötzlich hob sie witternd ihre Nase. „Komisch war's, daß mir ein paar Schritte hinter Felix die — die sogenannte beste Freundin von Maria begegnete."

„Welche denn?" fragte der Major, seine Pfeife aus dem Mund nehmend. „Maria hatte viele beste Freundinnen."

„Na, die Ottilie natürlich, die so unpassend von der Hochzeit weglief. Einen ganz roten Kopf hatte sie."

„Wird zuviel von dem Kometenwein geschleckert haben."

„Ach, damals war sie doch blaß. Ich meine, gestern hatte sie einen roten Kopf. Gestern, als ich ihr begegnete."

„Nun ja, weil's heiß war." Der Major trommelte den Hohenfriedberger auf dem Tisch, ein Merkmal, daß er eine schneidige Attacke vorbereitete.

„Ich fand es komisch," beharrte Tante Hoppe, „daß sie so dicht hinter Felix kam und einen roten Kopf hatte." Sie blickte erst Frau Philippine, dann den Major an. „Ihr findet das nicht komisch?"

„Zum Teufel — nein!" knurrte der alte Soldat. „Unter den Linden sagen sich Hasen und Füchse Guten Tag. Ein Stelldichein könnten doch höchstens ein paar Steinesel da abhalten."

„Oder ein paar durchtriebene Schlauköpfe." Tante Hoppe zog und zerrte an ihrem Schicksalsfaden. „Wem

sollte es wohl auffallen, wenn sich zwei Menschen auf der belebtesten Promenade von Berlin treffen?"

Jetzt öffnete der Major weit den Mund. Eine Rundung wie ein Kanonenrohr entstand. Da mußte schweres Geschütz aufgefahren werden, um solchen infamen Klatsch in Grund und Boden zu schießen.

Im nämlichen Augenblick schrillte die Klingel von neuem, mehrmals hintereinander, als stünde ein Bote draußen, der keinen Augenblick Zeit zu verlieren habe.

Tante Kinderschreck zog eine falsche Nadel aus dem Strickzeug. Mindestens zwanzig Maschen fielen kreuz und quer ins Bodenlose. Da war sie ja zu rechter Zeit gekommen! Eine derartige Klingelei in einem so stillen Haushalt!

Mit zwinkernden Augen und schlenkernden Armen, ohne Rücksichtnahme auf den anwesenden Besuch, stürzte das sonst so wohlgezogene Dienstmädchen ins Zimmer. „Ein Mensch steht draußen und jappt man noch. Herr Major möchten sich doch man bloß sprechen lassen."

Der Major legte die Pfeife beiseite und richtete sich in dienstlicher Haltung auf. „Von wem kommt er?"

„Von 'nem Hotel mit so 'n fremdländischen Namen. 'ne joldstreifige Mütze hat er auf."

Tante Hoppe zuckte die Achseln. „Grüße wird er bringen von Maria und Felix."

Ein kurzer, haßerfüllter Blick traf sie. Der Major wandte sich zur Tür und ging hinaus, anscheinend ruhig. Sie bohrte und stach nach ihren gefallenen Maschen. Ein gieriger, lauernder Zug trat auf ihr eingesunkenes Gesicht. Immer weiter neigte sich ihr Ohr der Tür zu — der Faden zwischen ihren Fingern riß.

Jetzt kehrte der Major ins Zimmer zurück. „Weibersachen!" sagte er; aber seine Stimme klang sonderbar gepreßt, es sah aus, als wolle er vornüberfallen.

Seine Frau blickte ihm ins Gesicht. Ein kaltes, lähmendes Entsetzen glitt ihr über den Rücken. Sich schwer auf die Seitenlehnen ihres Stuhles stützend, erhob sie sich. „Väterchen?“ sagte sie ganz leise.

Weiteres Fragen erstarb ihr in der Kehle.

Der Major rückte seine hohe Krawatte zurecht. „Mach dich fertig, Philippine. Wir müssen in die Stadt fahren.“

* * *

Syburg hatte, wie in dieser Zeit öfters, ein Telegramm aus Blankenfelde erhalten. Maria forschte nicht weiter nach dem Inhalt, sie wußte, daß Felix die kurze Benachrichtigung des Inspektors, die es enthalten mochte, mit einem längeren Briefe zu beantworten haben würde.

Sie zog sich daher ins Schlafzimmer zurück, um sich auf dem Ruhebett auszustrecken, das quer in den kleinen Erker geschoben stand.

Auf dem Tischchen neben ihr dufteten Rosen, eine ganze Garbe, die Felix ihr am Tage vorher gebracht hatte. Was gestern Knospe gewesen, war heute aufgeblüht.

Sie fühlte sich etwas matt, schwer in den Füßen. Der Rosenduft betäubte ihr Denken, die Augen fielen ihr zu. Wie Wellen spielte es an sie heran, lau, einschläfernd — ihre Glieder lösten sich. Immer schwächer drang der Straßenlärm ihr zum Bewußtsein, das Rollen der Wagen, das Tuten der Automobilhupen, die Stimmen der Ausrufer.

Wie süß war das Einschlummern, wenn man die Gewißheit hatte, wach geküßt zu werden. — Felix! Der Name kreiste in ihrem Hirn, tauchte auf Traumeswogen auf und nieder — — —

Da knarrte leise die Tür.

Sie fuhr aus dem Halbschlaf auf, blinzelte, lächelte. „Du —“ Sie reckte die Arme aus. „Du —“

„Ich bringe dir den Baudelaire, Maria, falls du lesen willst.“ Er schob den Band auf das Tischchen unter die Rosen. „Ich hab' ein wenig geblättert darin. Ein Gedicht fand ich — zum Sterben schön, Maria.“

„Aber zum Einschläfern zu schade, Felix.“ Sie verschränkte die Arme hinterm Kopf. „Ich will jetzt schlafen; spüre schon seit Tagen so eine bleierne Schwere in den Gliedern, ein Ziehen und eine Mattigkeit. Oh —! Dazu bin ich faul, faul — zu nichts aufgelegt, außer zum Küssen.“ Ein heißer, sonnenschwerer Blick traf ihn. Dann schloß sie die Wimpern.

Felix stutzte und blieb neben dem Ruhebett stehen. Mit einer seltsamen Spannung, einem grüblerischen Forschen betrachtete er Marias Gesicht, das ein schwacher Sonnenreflex erleuchtete. Schatten unter den Augen, die weiche Mundpartie leicht in die Länge gezogen, die Haut blaß, durchsichtig — — dazu die Mattigkeit!

Etwas wie ein großes Freuen malte sich in seinen Zügen, über seine Stirn flog ein Schein von Röte.

Dann wurde er plötzlich bleich. Krampfhaft öffnete und schloß er die Finger, preßte die Lippen zusammen. Jetzt kantete sich sein Gesicht scharf, in unbeugsamer Entschlossenheit. Er sah um zehn Jahre älter aus.

Behutsam, um Maria nicht zu wecken, griff er nach dem Gedichtband, suchte darin — — Nun nahm er einen Bleistift aus der Tasche und malte drei oder vier leichte Striche in die aufgeschlagene Buchseite hinein.

Als er den Band wieder unter die Blumen schob, fielen ein paar lose Purpurblätter auf das bezeichnete Gedicht nieder.

Da zog er vorsichtig Rose nach Rose aus dem Strauß.

Die schönste legte er in das Buch, steckte eine an den Spiegel, ein ganzes Büschel warf er dorthin, wo Marias Kopf im Bett zu ruhen pflegte, ging hierhin und dorthin, die Blumen verteilend, über das Wasser in der Marmorschale des Waschtisches, über den Toilettentisch. Schließlich zerpflückte er die letzten weitaufgeblühten Blumen und streute ganze Hände voll der Rosenblätter über die Gestalt der jungen Frau hin wie einen köstlichen, feurigen Regen.

Noch einmal blickte er dann in das zarte, schlafende Gesicht.

Ob sie von ihm träumte — Maria?

Er zog plötzlich sein Taschentuch und biß hinein. Dann ging er schnell aus dem Zimmer.

* * *

Maria ist erwacht. Sie hat die Augen geöffnet. Verwundert, wie in leichter Betäubung, blickt sie sich um, nimmt die Blumenverschwendung im Zimmer wahr und die über ihre Gestalt gestreuten Rosenblätter.

Unter dem Duft hat sie ja schlafen müssen bis in die Dämmerung hinein. Nun richtet sie sich auf. Ein Geräusch liegt ihr im Ohr, das sie erweckt haben muß: das puffende Geräusch von der Explosion eines Automotors unten auf der Straße.

Sie dehnt und reckt die Glieder, sammelt lächelnd die Rosenblätter in die hohle Hand. Dann setzt sie die Füße auf, schleicht an die Tür, öffnet sie zum Spalt — — neckend ruft sie Felix' Namen hindurch.

Keine Antwort.

Sie tritt über die Schwelle, will auf Felix zu, ihn mit Rosenblättern werfen.

Da schlägt es vor ihr nieder wie ein Blitz. Der Dämmerungsschleier weht auf, reißt — — Langt nicht

eine unsichtbare Hand heraus, sie an der Kehle zu würgen? Wie flüssiges Blei gießt sich's durch ihre Adern, lähmt ihre Glieder, siegelt ihr die Füße an den Boden fest.

Die Rosenblätter sinken zur Erde gleich fallenden Blutstropfen.

Marias Augen starren. Da drüben im Sessel, da liegt doch eine Gestalt — wie gefällt, wie im Taumel hintenübergesunken. Die Gestalt eines Mannes. Sein Kopf ist seitwärts gesunken, aschfahl ist sein Gesicht, das Weiße der Augen ist hervorgedreht. Und in der herabhängenden Rechten — in der Rechten — —

Gewaltsam reckt sich Maria aus der Lähmung heraus, setzt Fuß vor Fuß, schiebt die schweren Sohlen über den Teppich — wankt, stürzt vorwärts. Ihre Augensterne drehen sich.

In der Rechten, da hält der Mann einen Gegenstand, schmal und grau. Unscheinbar.

Ein gleichgültiges Lächeln glättet Marias Züge. Das ist ja ein Fremder. Ein blasser, leerer Mensch, der gar nicht das Recht hat, die Arme nach ihr zu strecken. Eine Hülle ohne Seele, eine Larve, ein Gespenst.

Aber die Augen brennen ihr doch. Sie preßt die schmerzenden Lider zusammen. Sie schläft ja, träumt schwer und fürchterlich. Doch das Erwachen ist nahe.

Mit gekrallten Fingern greift sie sich ins Haar. Die Bleigewichte, die an ihren Gliedern hängen, kommen ins Rollen, sie ringt mit der Qual, sich hervorzuwinden.

Ein finsterer, zorniger Ausdruck, wie er noch niemals auf dieses junge Gesicht getreten ist, entstellt Marias Züge. Abwehren das furchtbare Trugbild — zer-

stören! Fort! Ins Nichts damit! Ihre Augen wollen es wegglühen, dringen aus den Höhlen.

Aber der bleiche Schatten bleibt. Und wie sie sich ganz nahe schiebt auf versagenden Füßen, wird er Wirklichkeit. Ihre ausgestreckten Fingerspitzen stoßen zitternd gegen etwas Starres, Lebloses, gegen einen entseelten Körper, gegen eine Leiche.

Da gellt ein Schrei von ihren Lippen, ein einziger. Aber er dringt durch die Wände wie Feuerruf.

Hinter der Tür vernimmt man Rennen und Laufen. Menschen drängen sich, fragen — flüstern.

Da schreit Maria nochmals auf.

Dann stürzt sie dem Toten an die Brust. Sie sucht seinen Mund, ihm ihren Atem einzuhauchen, ihr Leben, ihr tiefstes Sein, ihre Seele. Unter ihren Lidern glüht es und sticht. Will sie Blut weinen?

Ein leises Knarren. Hinter ihr hat sich die Tür geöffnet. Nun Schritte, behutsam aufgesetzt, im Teppich halb erstickend.

Murmeln, verhaltenes Fragen, schwere Atemzüge. Die Stimme des Hoteldirektors macht sich kenntlich. „Ein Unglück? Ein Verbrechen? Ein Selbstmord?"

Da fällt Maria zusammen, als habe ein vergifteter Pfeil sie getroffen. Etwas wie ein grauer Mantel will sich um ihre Glieder schlagen, ihre Sinne betäuben. Sie kämpft gegen die Ohnmacht, zwingt sie nieder. Nach einer Stuhllehne greifend, reckt sie sich taumelnd hoch.

Ihre Lippen bewegen sich, aber das Entsetzen hat ihr die Stimme aus der Kehle gerissen. Nur heisere Laute kommen, erstickt und wimmernd, daß den Umstehenden ein Frösteln über den Rücken läuft.

Endlich zuckt sie die Achseln, macht die Bewegung des Schreibenwollens.

Der Direktor reicht ihr einen Bleistift.

Die zuckende Frauenhand wirft durcheinander taumelnde Buchstaben hin. „Ärzte, rasch! Meine Eltern —“ Sie fügt die Adresse hinzu. Auf ein Zeichen von ihr entfernt sich der Hoteldirektor, um ihre Anweisungen auszuführen.

Nun zeigt sie, fast zusammenbrechend, auf den Leichnam, winkt mit den Augen nach dem Schlafzimmer hinüber.

Die Leute zögern, den Toten aufzuheben. Eine undeutliche Vorstellung kommt ihnen, daß hier bis zum Eintreffen der Polizei nichts angerührt werden dürfe. Aber als Maria sich anschickt, die eigenen schwachen, zitternden Hände unter die starre Last zu schieben, da strecken sich fünf, sechs Arme hilfreich aus.

Die Tür zum Nebenzimmer wird geöffnet. Weißlich schimmern die Bettkissen. Langsam wird der Tote niedergelegt, zugedeckt. Und dann schleichen die fremden Menschen beklommen hinaus wie in dumpfer Zerknirschung, einer nach dem anderen.

Nur einer bleibt zurück, bleibt auf der Schwelle zwischen den beiden Zimmern stehen. Eine Gestalt wie aus Eisen. Felix Syburgs Diener.

Maria empfindet die plötzliche Stille um sich her. In ihre unter rauschenden Blutströmen halberstickten Gedanken fällt ein Licht.

Sie erhebt sich von den Knien, auf denen sie neben Felix' Totenlager gelegen hat.

Das Buch, das er ihr vorhin gebracht, als er die letzten Worte an sie richtete, es wird, es muß eine Aufklärung enthalten, einen Hinweis, mindestens einen Abschiedsgruß.

Mit den Augen sucht sie nach dem Band. Aufgeschlagen sieht sie ihn neben der beraubten Blumen-

vase liegen, eine Rose als Merkzeichen zwischen den Blättern. Aber es ist zu finster, um eine Zeile zu erkennen. Hilflos blickt sie sich um.

Da regt sich die Eisengestalt auf der Schwelle. Eine Bewegung nach seitwärts, das elektrische Licht flammt auf.

Marias heiße, trübe Augen suchen, suchen — finden. Ein kleines Kreuz, mit Bleistift an den Rand eines Gedichts hingezeichnet, steil aufgerichtet wie ein Grabkreuz. Kein Brief zwischen den Blättern, kein Zettel. Nur das Kreuz.

Maria beginnt das Gedicht zu lesen, das es bezeichnet.

„Wir werden dufterfüllte Betten haben
Und Lagerstätten wie das Grab so tief,
Und seltne Blumen blühen, uns zu laben,
Die fremder Himmelsstrich ins Leben rief.

Und unsre Herzen werden Fackeln sein,
Die in dem letzten leuchtenden Verschwenden
Der Flammen doppelt hellen Widerschein
Zum Doppelspiegel unsrer Geister senden.

Am Abend, wenn wir abschiedschauernd beben,
Die Erde ganz in blauem Lichte ruht —
Da tauschen wir den allerletzten Strahl.

Dann aber tritt ein Engel in den Saal,
Die blinden Spiegel und die tote Glut
Aufs neue wunderherrlich zu beleben.“

Zweimal, dreimal liest sie die Dichtung, starrt dann ins Leere, zwingt ihre Blicke nochmals zu den Zeilen nieder.

„Wir werden dufterfüllte Betten haben
Und Lagerstätten wie das Grab so tief —“

Soll das ein Hinweis sein? Eine Aufforderung zur Nachfolge? Ihr Auge senkt sich trübe zu dem Toten.

Schweben nicht auf den stummgewordenen Lippen die letzten Worte, die er auf Erden gesprochen hat: „Zum Sterben schön“?

Und er i st gestorben.

Kann, darf sie weiterleben?

Sie rettet den Blick zu den Dichterworten. Zwischen ihre Wimpern drängt sich's:

„Dann aber tritt ein Engel in den Saal,
Die blinden Spiegel und die tote Glut
Aufs neue wunderherrlich zu beleben.“

Dahinter glimmt Leben. Sie bückt sich tiefer. Ein feiner Strich neben diesen Zeilen, sie hervorhebend vor den anderen.

Ohne zu begreifen, legt sie das Buch aus der Hand, greift dann nach der Rose, die Felix für sie hingelegt, dort hingelegt hat, wo das Kreuz steht.

Ihres Lebens letzte Rose. Für sie wird das Dasein fortan nur Dornen haben, um ihr Herz zu zerreißen, ein Kreuz, um daran zu verbluten!

Der Jammer schwillt höher in ihr wie eine tödliche Welle. Ihr ist's, als müßten die Mauern stöhnen, niederbrechen, als müßten die Steine aufschreien um sie her.

Kracht das Weltgebäude nicht zusammen? Felix tot, Felix gefallen im Feuer der eigenen Waffe! Hingesichelt ihr Glück, gemordet ihre Zukunft!

Sie flüchtet zu dem Leichnam. Abermals kniet sie, von neuem wühlt sie den Kopf an des Toten Herz, um zu horchen, zu lauschen.

Milde erlischt da das Licht ihr zu Häupten. Dem stummen Mann, der auf der Schwelle Wache hält, sinkt der Arm herab.

Da zuckt plötzlich durch Marias Hirn ein Funke

hin, ihre Gedanken belebend, aufpeitschend. „Wer hat mir das getan?“ Ein Fragezeichen, dumpf beglänzt, hebt sich hinter ihren geschlossenen Lidern. „Wer hat mir das getan?“

Nicht seine Hand! Nimmermehr! Diese geliebte, zärtliche Hand, die immer nur geben, niemals nehmen mochte. Ihre Lippen pressen sich heiß auf die eisigkalte Totenhand. Ein fremder Wille muß diese schmalen, edlen Finger gelenkt haben, ein unbeugsam harter, erbarmungsloser Wille.

Hier liegt ein Rätsel verborgen, ein höllisches, fürchterliches Geheimnis, eine Ungeheuerlichkeit. Hier hat ein Zwang gewaltet, vor dem es kein Entrinnen gab.

Maria hebt den Kopf. Sie ringt mit ihrer Qual, stößt sie gewaltsam hinunter zum Herzen. Ein paar abgebrochene Laute, ein Stöhnen. Nun formt sich ihr ein Wort. Sie ruft den Diener an, ruft ihn bei seinem Namen.

In die Eisengestalt auf der Schwelle kommt Leben. Ein starres Kopfneigen, ein langsam sich hebender Blick. „Gnädige Frau?“

„Wilhelm, was wissen Sie?“

Ein Zögern, kaum einen Herzschlag lang. „Nichts, gnädige Frau.“

Da fällt der arme, bleiche Kopf zurück auf die Brust des Toten.

— — — — — — — — — — — — — —

Wie mit Blei beschwert, schleichen die Minuten.

Jetzt ein Klopfen.

Der Major und seine Frau. Hinter ihnen ein Arzt. Maria nimmt seine Fragen, seinen Zuspruch stumm und verschlossen hin. Sie bleibt auf den Knien liegen, kaum daß sie den Oberkörper ein wenig reckt. Ein Kopfnicken, ein Kopfschütteln — wortloses Achsel-

zucken. Sonst nichts. Sie weiß nichts zu sagen, nichts zu berichten. Nur einer redet hier seine von Mord und Blut stammelnde Sprache. Der Revolver.

Als die Eltern sich ihr nähern, der Vater in zorniger Beschämung über den erniedrigenden Schicksalschlag, versteinert die Mutter, da befällt ein fürchterliches Zittern die Unglückliche, Beraubte.

Aber kein unzartes Wort, keine zudringliche Frage verletzt sie. Nur Blicke, die trösten wollen, besänftigen wollen, Mienen voll namenloser Angst, voll tiefen Wehs, und dann ein halberstickter Ruf der Mutter.

„Mein Kind! Mein Kind!" Sie bückt sich zu der Tochter nieder, sie breitet die Arme aus.

Und von dem kalten, ausgeschlagenen Herzen des Toten sinkt Maria hinüber an das pochende, liebeflammende Herz der Mutter.

Im Nebenraum beginnt jetzt die Untersuchung. Mit finsterer Miene, die Zähne zusammengebissen, wohnt der Major ihr bei. Ein Polizeioffizier mit seinem Stabe ist in Tätigkeit getreten. Er macht sich Notizen, setzt den Bericht auf. Der Schreibtisch wird durchforscht — nichts als ein paar geschäftliche Niederschriften finden sich. Ein Telegramm des Gutsinspektors, das, wie der Hotelportier ausgesagt hat, um vier Uhr eingetroffen ist, liegt geöffnet auf der Tischplatte. Daneben die mit voller sachlicher Ruhe und Klarheit abgefaßte Antwort im unverschlossenen, bereits frankierten Kuvert.

Die Beamten zucken die Achseln. Eine Erklärung für die Ursache der Tat hat sich nirgends gefunden. Der Arzt stellt den Totenschein aus.

Der Major ordnet, was es zu ordnen gibt, versucht alles Peinliche, was das Gesetz in derartigen Fällen vorschreibt, abzuschwächen. Man kommt ihm entgegen,

so weit die Möglichkeit dazu vorliegt. Sein Gesicht ist gerötet, seine Augen zwinkern, als beize sie Pulverdampf, in hörbaren Stößen kommt ihm der Atem.

Voll stummer Beklemmung entfernen sich die Beamten. Der Major rückt hier einen Stuhl zurecht, schiebt dort ein Gerät an seinen Platz. Nichts erinnert mehr an die grausige Tragödie, die sich in dem kleinen Salon mit den blumigen, seidengepolsterten Möbeln abgespielt hat — —

Weit öffnet sich jetzt die Tür des Schlafzimmers. Maria tritt auf die Schwelle. Schwankend geht sie auf den alten Mann zu, der da mitten im Zimmer steht, bebend vor Scham, vor Empörung, die Hände zu Fäusten geballt. Sie bleibt vor ihm stehen. Die Zimmerdecke scheint sich zu wölben über ihr, so hoheitsvoll wird plötzlich ihre Haltung.

Staunend blickt der Major in das weiße, verfallene Gesicht. Welch ein Ausdruck in den armen, tränenlosen Augen, welch ein Flehen um den blassen, wehen Mund!

Maria hat die Hände über der Brust gefaltet, sie trägt noch das weiße Kleid, das Felix vor wenigen Stunden mit Rosenblättern bestreute.

„Vater!“ sagt sie.

Ihm ist, als vernehme er das Wort zum ersten Male. Sein Herz schwillt auf. Sein ganzer Körper zuckt. Tränen stürzten ihm übers Gesicht, baden die kalten Hände, die jetzt die seinen fassen. Er fühlt zitternde Finger auf seinen gichtverbogenen Gelenken, einen heißen, scheuen Kuß.

„Verzeihe ihm, Vater, lieber Vater. An ihm ist keine Schuld. Was er tat, mußte er tun. Nie hätte er sein Lebenswerk verlassen ohne einen grausamen, mörderischen Zwang.“ Sie atmet schwer. Ihre

Blicke irren durchs Zimmer, über den Schreibtisch hin. „Vielleicht werden wir die Last dieses Rätsels bis ans Ende mit uns schleppen. Vielleicht wird uns die Lösung eines Tages vom Himmel fallen. Wir dürfen nicht danach forschen — hörst du, Vater — w i r nicht!“

Der Major reckt seine hagere Gestalt. „Wir sollten nicht forschen? Nicht alles aufbieten, um uns Klarheit zu verschaffen? Meinen Lebensrest will ich daran setzen, meine paar letzten armseligen Tage.“

Da trifft ihn ein wundersamer Blick aus Marias Augen. Mit diesem leuchtenden Schaudern hat sie Felix angesehen, als sie ihre Arme um seine Schultern schlang, wenige Minuten vor der Trauung. „Vater, du wirst nichts unternehmen in dieser Sache — nichts! Felix ist mit versiegelten Lippen von uns geschieden, das müssen wir ehren.“

„Und du, du wirst leben können in dieser Finsternis?“

„Ich werde. Verlaß dich darauf. Vor mir liegt Verantwortung und schwere Arbeit. Ich habe Felix' Werk fortzusetzen. Mein Dasein wird vielen gehören fortan.“

Staunend, beinahe andächtig senken sich seine Augen zu der Tochter nieder. „Maria, was hat diese Stunde aus dir gemacht!“

„Nicht diese Stunde, Vater.“ Sie wendet den Kopf gegen die Tür. „Er.“ Einen Herzschlag lang steht sie noch aufgerichtet, dann bückt sie sich über die Hand des Vaters. „Mit der letzten Kraft, die mir noch geblieben ist, bitte ich dich: um meines großen Elends willen, forsche nicht.“ Jeder Nerv bebt an ihr, sie wendet sich ab.

Ein lautes Schluchzen niederkämpfend, sieht ihr der alte Mann nach. Dann nickt er langsam. Er fühlt, daß Maria allein sein will mit ihrem Toten. Auf den

Fußspitzen folgt er ihr bis zur Tür des Nebenzimmers, ruft leise seine Frau heraus.

* * *

Die Erledigung der peinvollen Formalitäten, die umständlichen Schreibereien, die ein Trauerfall den Leidtragenden auferlegt — der Major nahm sie über sich.

Maria konnte dem Toten gehören, solange er noch über der Erde weilte. Man hatte ihn in dem kleinen Salon aufgebahrt, dessen Spiegel verhängt, dessen blumige Seidentapeten unter schwarzem Flor versteckt worden waren. Festgeschlossen lagen die Läden über den Fenstern, kein Lichtstrahl von außen konnte eindringen. Neben dem Sarge brannten Kerzen. Flackernd beschienen sie das Totengesicht, auf dem der dunkle Sonnenbrand erloschen war.

Ein fürchterlicher Ernst lag über Felix Syburgs Zügen — eine stumme, herbe Entschlossenheit, etwas wie düstere Abwehr.

Als könne er hören, begreifen, so flüsterte ihm Maria immer wieder Worte zu, Gelöbnisse, daß sie nicht forschen, nicht fragen wolle, daß sie seinen schweigend kundgegebenen Willen ehren wolle, tragen wolle, was er über sie verhängt.

Sie wies jeden Besuch zurück. Wie Stacheln wären ihr Trostworte ins Herz gedrungen, jede versteckte Frage hätte ihre Pein erhöht. Die Kondolenzbriefe, die sich in einer großen Schale häuften, rührte sie nicht an.

Da — am Vormittag des zweiten Tages nach dem Ereignis wurde ihr eine Dame gemeldet. Unschlüssig zögerte der Zimmerkellner auf der Schwelle, als fände er nicht den Mut, Marias ablehnenden Bescheid mit sich zu nehmen.

Er wagte einen Einspruch: „Die Dame läßt sich nicht abweisen. Sie ist in Trauer und will ihren Namen nicht nennen."

„Eine Dame in Trauer, die ihren Namen nicht nennen will?" Maria beginnt plötzlich am ganzen Körper zu zittern. Ein Schweiß wie Feuertropfen bricht ihr aus. „Ich — ich lasse bitten."

Ihr trüber Blick trifft in die offen brennenden Kerzenflammen, senkt sich dann nieder zu Felix. Da schreit es auf in ihr. Gegen seinen Willen den Schleier lüften? Gegen seinen Wunsch an dem Rätsel rütteln? Sie macht eine hastige Bewegung. Nein — nie!

Mit drei Schritten ist sie neben der Tür, will sie zusperren.

Aber die Tür hat sich bereits aufgetan. Eine schmale junge Gestalt, zusammengekrümmt in den Schultern, zitternde Hände, die an einem dichten, schwarzen Schleier zerren — —

„Du, Ottilie, du?" Maria taumelt beinahe. Im leichten Zugwind flattern die Kerzen, strecken sich wie höhnende Zungen.

Die schmale Gestalt windet sich vorwärts, der Kopf fällt vornüber. „Maria, verzeihe mir doch. Aber ich — ich mußte ihn noch einmal sehen!" Die tränennassen Augen suchen nach dem Toten.

Da kommt ein schneidendes Weh in Marias Stimme. „So ist er für dich gestorben —"

Ottilie zuckt auf. Sie taumelt vor Schreck über diese Auslegung ihres Besuches. Als ob man ihr die Füße unterm Leibe fortgezogen hätte, so sinkt sie der Freundin entgegen, die zögernd, fast abwehrend ihre Arme öffnet. Sie weint, sie schluchzt, ihr Körper ist wie von Krämpfen durchschüttelt.

Maria schließt wehevoll die müden Wimpern. Welch

neues Geheimnis! Welch sonderbare Überraschung! Sie preßt die Lippen zusammen, tut keine Frage. Sie hört nur dieses entsetzliche, durchdringende Weinen, sie fühlt nur diese Zuckungen voller Qual.

Endlich reckt sich der kraftlos in der Umschlingung hängende Körper ein wenig auf. „Ich darf ihn sehen? Nicht wahr, Maria, einen einzigen kurzen Augenblick?"

Süß und rein klingt die junge Stimme trotz allen Jammers. Maria muß an die Stunde vorm Altar denken, da diese Stimme den Segen ausgegossen hat über ihren Scheitel und das arme, durchschossene Haupt dort.

„Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete —" Hat nicht die süße, reine Stimme gezittert in dem Augenblick? Gebebt? Sich umflort?

„Ottilie," sagte Maria leise, mild und liebevoll, „du hast ihn geliebt!"

Ein dumpfes, qualerpreßtes Aufschluchzen. Ottilie beugt sich haltlos über den Sarg. Einen Herzschlag lang umfängt ihr Blick das schmale Gesicht, die gereckte Gestalt. „Ich danke dir, Maria, für dein Begreifen," sagte sie leise. „Aber um der Barmherzigkeit willen, denke doch nicht, daß auch nur der Schatten meiner Gestalt ein Recht hat, hier zu stehen. Ein Irrtum, ein Mißverständnis hat all meine Gedanken zu Felix Syburg geführt." Voll blickt sie Maria an, in tiefer Wahrhaftigkeit. „Damals, ehe er um dich warb, schien er sich mir zu nähern. Er suchte mich — ach, nur um von dir sprechen zu dürfen, um immer neue Züge an deinem Bild entdecken zu können." Matte Röte flackert über ihr Gesicht hin. „Ich — ich verkannte sein Gefühl, bezog auf mich, was dir galt, verstrickte mich in eine traurige, hilflose, hoffnungsleere Liebe."

Maria hebt den Kopf. Felix' unbegreifliches

Zaudern, das Verschieben seiner Werbung um ihre Hand kommt ihr in den Sinn. „Aber weshalb dieser Umweg? Ich verstehe nicht —“

„Vielleicht glaubte er, dich nicht erringen zu können. Graf Thun bewarb sich damals um dich — — Dann, eines Tages — Herrgott, ein Tag war's, schön wie Himmelfahrt — da sagte er zu mir ohne weitere Verschleierung: ‚Ich darf ja niemals daran denken, Ihrer Freundin meine Hand zu bieten, aber ich will ihr Wesen in mich aufnehmen, es einsaugen mit allen Sinnen, denn ich — ich liebe sie mit einer Gewalt, daß ich für sie sterben könnte.‘“

Maria sinken die Arme schlaff nieder. Ist er für sie gestorben? Ging er ihretwegen den schaurigen Weg? Warum durfte er nicht um sie werben? Was konnte ihn hindern?

Ihr Blick sucht Felix' Gesicht. „Nicht fragen, nicht forschen!“ steht darauf geschrieben von der Hand des Todes.

Ottilie hat den Schleier über ihr verweintes Gesicht gezogen. Stumm drückt sie der Freundin die Hand. Dann geht sie.

Maria wirft sich schmerzerschüttert über den Toten, sie fühlt sein starres, kaltes Gesicht an ihrem glühenden. Sie preßt sich an ihn. Nie hat sie es deutlicher empfunden als in dieser Stunde, daß sie sich ihm vermählt hat im Lichte der Ewigkeit — für die kurze Zeitlichkeit hienieden und für die unendliche Fülle der Wiedergeburten ihrer Seelen.

Wie eine Verheißung sinkt es auf sie nieder, daß sie sich finden werden in tausend und tausend neuen Gestalten und doch ewig dieselben; wie ein Gelübde klingt es aus ihrem Herzen, daß sie niemals einem anderen gehören wird — niemals!

Noch ein paar heiße Küsse auf seine Hände, dann geht sie hinüber zu dem Schrank, in dem Felix ihren Brautkranz, ihren Schleier aufbewahrt hat.

Sie lockert das Gebinde, streut die scharfduftenden Myrten in den Sarg. Dann breitet sie mit zitternden Händen das weiße, duftige Gewebe über den Toten.

Heilige Schleier —!

* * *

Felix v. Syburg war in der Familiengruft zu Blankenfelde bestattet worden.

Seine junge Witwe sollte vorläufig in den für sie eingerichteten Räumen des Herrenhauses verbleiben, bis zur endgültigen Regulierung der durch den Tod des letzten direkten Majoratserben außerordentlich verwickelt gewordenen Verhältnisse. Nach Klarstellung der Erbschaftsangelegenheit stand es ihr dann frei, das sogenannte Wittumshaus von Blankenfelde zu beziehen, das unbewohnt war, da ihre Schwägerin nach dem Tode von Felix' Bruder sich mit ihren drei Töchtern auf die heimische Scholle im Mecklenburgischen zurückgezogen hatte.

Ihre Pläne gingen dahin, Felix' Schöpfungen weiterzuführen und zu überwachen. Sämtliche von ihm begründeten Wohlfahrtsanstalten auf Blankenfelde bildeten sein Privateigentum und gehörten nicht zum Majorat. Den Grund und Boden, auf dem sie erstanden waren, würde der künftige Gutsherr sicherlich zu einem nicht allzu hohen Zinsfuß hergeben.

Durch angestrengte Tätigkeit hoffte die junge Frau Kraft und Mut zum Weiterleben zu gewinnen, zum Ertragen des unbegreiflichen, mit der Gewalt eines Wetterschlages über sie hereingebrochenen Schicksals.

Vorläufig lebte sie in völliger Abgeschlossenheit. Die

Eltern hatten nicht gewagt, ihre Gesellschaft anzubieten; die Tochter erschien ihnen so ferngerückt in ihrem starren Schmerz, den noch keine Träne erlöst hatte.

Wie das dunkle Steinbild einer Märtyrerin war Maria allen erschienen, als sie regungslos neben dem Sarge stand während der Trauerfeierlichkeit. Derselbe Geistliche war es, der vor kurzen Wochen ein heißes, junges Glück eingesegnet. Auch die nämlichen Worte waren als Text von ihm gewählt worden für seine erschütternde Grabrede: „Halte fest, was du hast, daß niemand deine Krone nehme."

Weh, in einen Dornenkranz hatte sich die funkelnde Krone des Stolzes, der Glückseligkeit verwandelt, in den düsteren Kronreif des Schreckens, den die Unglücklichen, vom Schicksal Gezeichneten tragen, dessen gedämpfter Glanz über verhärmte Gesichter fällt, über tränengetrübte Augen.

„Halte fest, was du hast —" Maria sagte es sich vor in stiller Nacht, wenn sie kämpfte und rang mit der Sehnsucht, wenn sie die Arme ausstreckte nach dem geliebten Schatten, wenn ihre Lippen heiß und zuckend nach dem Verlorenen riefen, den die kalte Gruft hielt und bannte.

Festhalten ihren zerreißenden Schmerz, ihre todessüchtige Liebe, sein Bild, den Ton seiner Stimme, die Erinnerung an das Lebensfest, das sie mit ihm gefeiert.

„Daß niemand deine Krone nehme." Die Krone der Hoffnung, eines starken Menschen halbvollendetes Lebenswerk weiterzuführen.

Maria legte sich's als Pflicht auf, mehrere Stunden an jedem Tage mit dem Inspektor zu arbeiten. Sie wollte völlig eindringen in die Pläne des Heimgegangenen. Sie kümmerte sich um den bereits bis unters Dach geführten Bau des Kranken- und Siechen-

hauses und nahm regen Anteil an den übrigen Wohlfahrtseinrichtungen, die zum Teil schon mehrere Jahre in Betrieb waren.

Nach und nach machte sie sich mit sämtlichen Angestellten des weitausgedehnten Besitzes bekannt. Auch die beiden polnischen Arbeiter, die durch ihre Aufsässigkeit die Hochzeitsfeier so peinlich gestört hatten, und die auf des Gutsherrn Befehl nicht fortgejagt worden waren, ließ sie vor sich kommen.

Die blickten scheu auf die schwarzgekleidete Frau, die ein so entsetzliches Schicksal betroffen hatte. So jung, so gütig, so voll rührenden Anteils!

Nur wenige Wochen dauerte es, und Maria war zum Gegenstand einer fast abergläubischen Verehrung geworden.

„Halte fest, was du hast.“ Die Kraft dieses Wortes umleuchtete gleichsam Marias Tun, segnete ihre Seele. Die Dornen ihrer Krone wurden täglich weicher, als wollten sie in jungen Trieben ausschlagen, Knospen ansetzen.

Marias Leben durfte vielen gehören, nachdem der eine, dem sie es so ganz geweiht, ihr entrissen worden war.

Kein Tag verging, an dem sie nicht das Säuglings- und Kleinkinderheim besuchte, in dem die auf Feldarbeit ausziehenden Frauen morgens ihren Nachwuchs ablieferten, um ihn abends, an Leib und Seele sauber gehalten, wieder in Empfang zu nehmen.

Mit sehnsüchtigen, verlangenden Augen blickte sie auf die wimmelnde Schar, streichelte hier einen Flachskopf, füllte dort eine bettelnd ausgestreckte kleine Hand, trocknete perlende Tränchen, um nichts vergossen, so leicht gestillt. Und wenn die beiden Hüterinnen der Anstalt abgewendet standen, preßte sie wohl ihr blasses

Gesicht gegen ein weiches, warmes Hälschen oder drückte ihre Lippen auf ein Paar weitoffene, strahlende Unschuldsaugen.

Die Kinder jauchzten, sobald sie Maria erblickten, brachten ihr Blumen und Gräser, wildes Kraut und Schmetterlinge, auch wohl einen Herrgottskäfer mit rotgepunkteten Flügeldecken.

„Mutter Maria," sagte eines Tages ein Großer und hob den bäuerlichstumpfen Zeigefinger, damit zum Himmel weisend.

Mutter Maria! Das Wort mit dem Sinn, den es für sie hätte haben können unter glücklicherer Lebensbewandtnis traf die Unglückliche bis ins Herz. Sie flüchtete sich in die Räume, die der Heimgegangene für sie geschmückt und in die sie mit ihm und dem Glück hatte einziehen sollen.

Nun war ihr nichts geblieben als sein lebensgroßes Bildnis. Sie hatte ihren Arbeitstisch unter das Porträt stellen lassen. Immer häufiger flog ihr Blick hinauf zu dem Abbild des Geliebten, in beängstigender Sehnsucht, in einer Liebe, die wuchs — wuchs — ins Maßlose sich dehnte.

* * *

Zur Zeit der Lindenblüte erhielt die Majorin v. Ellwangen ein Telegramm aus Blankenfelde, das sie zu Maria rief.

„Ich brauche dich, Mutter, komm!" So schlossen die knappen Zeilen.

In sonderbarer Hast und Unruhe traf sie die Reisevorbereitungen. Während der Eisenbahnfahrt zermarterte sie sich den Kopf über den Grund der unerwarteten Berufung.

Als sie an der Bahnstation Marias ansichtig wurde,

rieselte ihr etwas wie ein Schauer über den Leib. Ihr Herz zuckte auf. Die Tochter schien gewachsen zu sein. Und dann — — Die Worte des Priesters, die er an heiligen Orten gesprochen, glitten ihr durch den Sinn. Die Worte von der Krone.

Auf dieser jungen Stirn leuchtete etwas, aus diesen weiten Augen strahlte etwas — etwas Heiliges, Geweihtes. Und das Gesicht bleich, so bleich, als wäre der letzte Blutstropfen in den zarten blauen Adern vergangen, aufgezehrt.

Voll und schwer stand die Saat auf dem Halm, in silbernes Grün gehüllt. Und der Wind strich lange, gleißende Furchen hinein und weckte den geheim schlummernden Duft weißen Brotes — Opferduft.

Fruchtbar das Land, gesegnet die Erde, in einen Mantel warmer Sonnenglut gehüllt.

Und dann der feste Laubwall des Parks, in dem der Wagen landete aus dem wogenden Kornmeer. Schatten, Blätterrauschen, süßwürzige Kühle. Auf der Veranda ein einladend gedeckter Tisch, von großen Blütengarben überzittert.

Nun konnte sich die zarte, kleine Frau nicht länger beherrschen. Ängstlich faßte sie nach der Hand der Tochter. Wieder rann ihr der Schauer, wieder zuckte ihr Mutterherz. „Maria — ich kann nichts zu mir nehmen, bevor ich nicht weiß, bevor du mir nicht gesagt hast — —“

Ein starkes Zittern durchlief Marias Glieder. Ihr blasses Gesicht errötete. „Komm zu Felix,“ sagte sie mit weicher, dunkler Stimme. Sie trachtete die Mutter zu stützen, die mit kleinen, zagen Schritten neben ihr trippelte.

„Nur die paar Stufen noch,“ ermunterte Maria.

Und dann standen sie beide im Wohnzimmer, vor Felix' Bild.

Ein Rosenstrauß duftete. Daneben lag ein Buch.

Maria schlug es auf. Ihre Hände flogen, und die Stimme, mit der sie ein kurzes Gedicht zu lesen begann, klang umschleiert.

Ohne zu begreifen, hörte die Mutter zu.

Maria faßte das Buch fester. „Felix brachte es mir in seiner letzten Stunde. Hier steht ein Kreuz von seiner Hand. Und hier, hier — siehst du — ein feiner Strich. Damals verstand ich die Bedeutung nicht. Aber jetzt — — Mutter, Mutter! Höre doch —" Sie wiederholte die letzten Zeilen der Dichtung:

„Am Abend, wenn wir abschiedschauernd beben,
Die Erde ganz in blauem Lichte ruht —
Da tauschen wir den allerletzten Strahl.

Dann aber tritt ein Engel in den Saal,
Die blinden Spiegel und die tote Glut
Aufs neue wunderherrlich zu beleben."

„Mutter, der Engel — ahnst du? Begreifst du?"

Der alten Frau fing das Herz an wunderlich zu klopfen. „Maria!" stammelte sie. „Wäre das möglich?"

Maria nickte. Ihr Blick suchte das Bild des Gatten. „Felix wird auferstehen. Gebe Gott, daß sein Kind ein Sohn ist!"

Und die Tränen, die ihre Augen während der Schicksalstage nicht hatte weinen können, jetzt brachen sie hervor, flossen und strömten leicht und selig, spiegelnd klar, kristallhell rollend — Freudentränen.

* * *

Das wurde ein wundervoller Sommer.

Die Mutter richtete sich ganz neben Maria ein,

die man seit der Kunde von der bevorstehenden Geburt eines Kindes allgemein als Herrin von Blankenfelde betrachtete. Auch der Vater erschien öfters, und Ottilie kam für mehrere Wochen als Gast.

Maria blühte auf. Um des erwarteten Kindes willen nahm sie den Schmerz von ihrer Seele, wie man einen Trauerflor ablegt. Nun konnte sie lachen mit den Kindern; betäubendes Geschrei stieg oft zu ihr herauf. Und immer klang der Jubel aus in den Ruf: „Mutter Maria!"

Mutter Maria! Welch herrliche Bedeutung hatte das Wort jetzt für sie.

Ein Sommer wurde es, wie er nie erlebt worden war. Fielen die Blüten eines Strauches ab, so brachen am anderen die Knospen schon auf. An den Obstbäumen verdrängte der bunte Segen alles Blätterwerk.

Ernten, die da reiften ohne quälendes Mühen, ohne bange Wettersorge; schwere Frucht im Herbst. Wie Granaten glühten die Äpfel; an den Spalieren hing es lastend. Was auf den Feldern wuchs, was in den Ställen brüllte und blökte, gedieh, und die Menschen, die alles betreuten, dazu.

Maria hatte eine glückliche Hand.

* * *

An einem hellen Februarmorgen kam's. Ein kräftiges, gesundes Kind, leicht und glücklich zur Welt geboren. Ein Knabe — Felix.

„Trag ihn gleich in die Sonne, Mutter," sagte Maria. „Er soll ein Sonnenkind werden. Rasch, Mutter, rasch!"

Man hatte des Verstorbenen großes Bild ihrem Bett gegenüber aufhängen müssen. Nun verglich sie die Züge des ernsten Männergesichts mit denen des

Neugeborenen. „Ein kleiner schwarzer Teufel,“ meinte sie befriedigt. „Oh, wird er seine Mutter quälen und —“ sie legte die Finger auf das winzige, geheimnisvoll pochende Herz — „und lieben.“

Sie fand nicht Kosenamen genug, um den Kleinen damit zu nennen. Was alles flüsterte sie ihm nicht in die rosigen Öhrchen, und immer endete sie mit dem Wort: „Engel, Engel“ — das ihr aus dem Herzen stieg im Gedenken an Felix' letzten Gruß, im Gedenken an die Verheißung jener wundervollen Dichtung.

Glückselig war die Großmutter. Der Major konnte seinen Stolz auf den prächtigen Enkel kaum verbergen. Maria stand nach wenigen Tagen ungeduldigen Liegens anscheinend kraftvoll auf, als eine unerwartete Krise ihr ganzes Wesen schwer erschütterte.

Der Schmerz um den so früh Dahingegangenen kam plötzlich jäh und gewaltsam zum Ausbruch, nachdem er so lange von ihr zurückgedrängt worden war im Lichte beseligenden Hoffens.

Der Major betrieb mit drängender Hast die Vorbereitungen für die Taufe des kleinen Nachgeborenen. In dem zur Kapelle umgewandelten Saal fand sie statt, eine stille, gedämpfte Feier.

Marias Vater trug noch immer jenen seltsam finsteren, verbissenen Zug im Gesicht, der sich so hart hineingehämmert hatte, damals, als das Donnern des Schicksals ihm fast den Verstand geraubt.

In dieser Zeit trat er Maria näher als je. Die Tochter, die im Rausch einer fröhlichen Erwartung hatte lachen und jubeln können, die war ihm fast wie eine Fremde erschienen. Nie hatte er Gekittetes dulden mögen — in seinem Heim jeden Gegenstand stets vollends zerschlagen, der einen Sprung, einen Riß aufwies. „Ganz oder gar nicht,“ das war sein Leitwort

gewesen, seit er zum Manne gereift. Die blasse Frau, deren Tränen heiß und schmerzvoll auf ein vaterloses Kind fielen, die verstand er, deren Anblick griff ihm ans Herz.

Das frische Bluten der halbvernarbten Wunde, der dumpfe, fassungslose Schmerz untergruben Marias Gesundheit. Das Kind begann zu leiden unter der furchtbaren Niedergeschlagenheit der Mutter. Eines Nachts stellten sich Krämpfe ein.

Zusammengerollt, mit blasigem Schaum vor dem Mund, lag der Knabe in Marias Schoß. Ihr Auge drohte auf zum Himmel, ihre Faust ballte sich, das Blut rauschte in ihren Adern. Nein! Sie gab den Knaben nicht! Wie einen Schild richtete sie den eigenen Leib auf gegen den eisigen Griff des Todes.

Und dann wieder fiel sie gebrochen zusammen, sie lallte Schwüre, Gelübde, Gebete. „Laß mir das Kind, Gott, den Engel, den du mir gesandt hast, daß er die Glut schüre für viele, für alle. Gott! Gott! Ich will mein Herz teilen zwischen ihm und den Elenden — Das Kind, laß mir das Kind!“

* * *

Der kleine Felix v. Syburg zählte nun zehn Jahre. Zehn Jahre lang hatte seine Mutter sich nicht für einen einzigen Tag von ihm getrennt, ihr Glück in strengster Pflichterfüllung gesucht. Ihre wildflackernde Sehnsucht nach dem Toten hatte sie niedergerungen. Sie hatte sich selber überwunden.

Ihre Zeit war geteilt zwischen der Beschäftigung mit Felix und der Tätigkeit für ihre engere und weitere Umgebung, für den ausgedehnten Gutsbesitz, dessen Verwaltung in ihrer Hand lag während der Minderjährigkeit des zukünftigen Majoratserben.

Ihr Sohn sollte eine Herrennatur werden im edelsten Sinne des Wortes. Furchtlos und mutvoll, mit spiegelblankem Ehrenschild sollte er dereinst in die Welt treten. Und neben seiner Erziehung ließ sie sich die Erreichung der Ziele des Verklärten angelegen sein. Sie strebte danach, ihren Untergebenen das Joch der Dienstbarkeit leicht zu machen, sie zur Selbständigkeit anzuleiten, sie aus Hörigen in Mitarbeiter, in Mitstreiter zu verwandeln.

Eine Aufgabe, fast unlösbar, ein Weg, von Dornen umsäumt.

Solange sie mit offener Hand und niemals prüfendem Auge immer nur gegeben und ausgeteilt hatte, da war sie die Vergötterte, die Heilige gewesen.

Auch ohne den gewichtigen Einspruch des Inspektors erkannte Maria sehr bald das Unzweckmäßige ihres Tuns. Sie erinnerte sich an so manches ernste Wort, das ihr verstorbener Gatte über den Endzweck seiner sozialen Bestrebungen zu ihr gesprochen. Gleichstellung — aber auch in der Arbeit, in der Verantwortung.

Allmählich lernte sie es, sich vor besinnungslosem Wohltun zu hüten.

Während jenes ersten Sommers auf dem Gut hatten sich die Dorfleute und die arbeitende Gutsbevölkerung gleichsam aufgeputzt für die gütige Herrin. Auf die Dauer wurde ihnen das mühselig, zumal die Gaben nicht mehr ohne weiteres in ihre lässigen Hände fielen.

Sünde und Schuld auf dem Dorf haben es schwer, sich zu verstecken. Die Schadenfreude des lieben Nächsten zieht sie johlend ans Licht, weist mit rohem Finger darauf hin, oder sie schreit auch selber schamlos die Gassen entlang mit frecher Zunge.

Maria mußte oft schwer ringen, ihren Ekel zu be-



siegen. Stunden des Kleinmuts kamen über sie; sie wurde verkannt und geschmäht von Menschen, deren Bestes sie wollte.

Aber sie besaß ein Allheilmittel, einen Wunderborn, aus dem sie wieder und wieder Kraft schöpfte: die Liebe! Sie glühte ihre Hände rein, wenn sie in Schlamm und Schmutz hatten eintauchen müssen, sie leuchtete ihr auf verfinsterten Wegen, sie wärmte sie, wenn sie fröstelnd stand unter den vielen, denen sie ihr Leben geweiht hatte.

Und wenn ihr von diesen vielen nur wenige ihr rastloses Mühen dankten — einen gab es, der reichte ihr hundertfältigen Lohn. Felix!

In der Gesichtsbildung Zug um Zug das Ebenbild des Vaters, hatte er auch das feine Gefüge der Sehnen und Muskeln von ihm geerbt. Auf dem schmalen Kopf trug er krauses Schwarzhaar, aber im dunklen Gesicht Marias leuchtende graue Augen.

Er war ein überaus frühreifes Kind. Oft schimmerte ihr des Gatten beherrschte und gehaltene Art aus seinem Wesen entgegen, so stark, daß sie fast an eine Auferstehung glaubte; dann wieder leuchtete etwas Fanatisches in ihm auf, ein Hang zu Übertriebenheiten und Überspanntheiten.

Trockenen Ermahnungen war er nicht zugänglich; für seine Erziehung mußte eine ganz besondere Methode ersonnen werden, die ihn aufmerksam und lernbegierig machte.

Wild war er bis zur Tollkühnheit. Ehe er gehen gekonnt, hatte er schon Kletterversuche gemacht. Nun sprang, raste, tollte, ritt er, daß Maria Hören und Sehen verging.

Marias Vorsatz und Wunsch, daß er ein Feind alles dessen werden sollte, was glänzt und trügt, splitterte

einfach an seinem angeborenen Drang nach dem Gleißenden. Die Traumwelt der Märchen liebte er trotz aller seiner Wildheit. Dort konnte er herrschen über Fabelgeschöpfe, mit Ungeheuern und Mißgestalten ringen, seine Phantasie durch die Vorstellung von Feen und verwunschenen Prinzessinnen erregen.

Der tiefe Ernst, der seiner Mutter Wesen oft umdüsterte, wurde ihm nicht selten unbequem und machte ihn zuzeiten unliebenswürdig und verschlossen.

Maria dachte allen Ernstes daran, ihn in eine veränderte Umgebung zu versetzen, als ihr der Zufall zu Hilfe kam.

Ein Leiden, das ziemlich ernste Herzstörungen bei ihr auslöste, fing an, sie zu quälen. Sie beschloß daher, dem Rat ihres Arztes zu folgen und die Marienbader Quellen aufzusuchen. Felix klatschte in die Hände vor Freude, als er von der bevorstehenden Reise hörte.

In der berühmten, von rauschendem Leben erfüllten Quellenstadt angelangt, sperrte er die Augen weit auf und hatte sogleich den Mund voller Fragen. Es gefiel ihm wenig, daß Maria ihr Quartier in einer hochgelegenen Waldvilla aufschlug, anstatt in einem großen Gasthof.

Sein Geist belud sich mit Eindrücken, fast zu schwer, fast zu mannigfaltig. Vergebens versuchte es Maria, zu dämmen, abzuwehren, zu beschwichtigen.

Bereits des Morgens begleitete er die Mutter zum Brunnen. Flackernd überflog sein Blick die durcheinander drängenden Massen überfeinerter Menschen, die alle Nationalitäten vertraten, alle Sprachen der Welt redeten, die einen Luxus zur Schau trugen, von dem er in seinem weltfernen Gutswinkel sich freilich niemals hatte eine Vorstellung machen können.

Und doch erlitt er hier mitten in dem bunten Menschenschwarm die erste schwere Enttäuschung.

Seine Märchenwelt wollte zusammenstürzen. Die Mutter — kaum konnte er es fassen — zeigte ihm einen König ohne Krone und Purpurmantel, zeigte ihm Prinzessinnen, die nicht in Sänften getragen wurden.

Aber er fand sich rasch in die veränderte Weltanschauung. Zu stark wurde sein angeborenes Charakterisierungsvermögen in dieser Umgebung angeregt.

„Du, Mama!" rief er eines Tages, indem er Maria auf einen gebückt gehenden Mann aufmerksam machte. Etwas Zurückweisendes haftete ihm an und zugleich eine ergreifende Hoheit. „Mama, das m u ß ein König sein. Ein geächteter König. Sieh doch nur die Augen, Mama, mit denen könnte er hinrichten oder erdolchen, wenn er wollte. Und der Mann neben ihm ist sicher ein Herzog. Er sieht dich immer so an mit ganz großen, funkelnden Augen."

„Schwatz keinen Unsinn, Felix!"

„Unsinn? Ich? Als ob ich nicht alles bemerkte. Eine Dame in Weiß, die ist uns sogar nachgestiegen bis an unser Haus, den ganzen Waldweg hinauf. Sie ist ganz bestimmt eine verzauberte Prinzessin. Schrecklich viel Rosensträuße bekommt sie jeden Morgen. Weißt du, Mama, ich wünschte, ich könnte Page bei ihr werden." Wie ein Geheimnis lag's plötzlich über seinen kindlichen Zügen. „Wenn ich zur Quelle für dich ging, hab' ich ihr schon ein paarmal ihren Becher gefüllt."

Er zupfte plötzlich seine Mutter am Kleid. „Du, Mama, da vor uns geht sie. Sie spricht mit zwei Herren. Jetzt dreht sie sich um. Sieh nur das Haar, Mama." Er machte eine drängende, vorwärtsschiebende Bewegung. „Sie kann heute wieder ihre Rosensträuße kaum schleppen."

Durch das Laub der großen, die Promenade einsäumenden Platanen fällt das Sonnengold wie schimmernde Münzen.

Die Dame in Weiß kommt näher. Ihr kleines Gefolge hat sie entlassen. Es ist etwas Sprechendes in ihren Bewegungen, eine verhaltene Leidenschaftlichkeit.

Nun tritt sie aus dem durchflimmerten Schatten der Bäume in die Mitte der Promenade, in das voll niedersinkende Sonnenlicht. Vor einer dürren, jämmerlich verkrümmten Spitzenhändlerin hält sie sich auf, kauft ihr eine Schärpe ab, geht ein paar Schritte weiter, kehrt dann um und wirft das soeben bezahlte Stück in den Korb der Händlerin zurück, die ihr mit offenem Munde nachschaut.

Felix richtet sich gerade auf. Die Dame in Weiß ist bis auf drei Schritte nahe gekommen.

Er wird rot, stolpert, reißt seine Mütze vom Kopf.

Marias Auge trachtet den Schleier zu durchdringen, der die Züge der weißen Dame verhüllt und leicht verwischt.

Diese Züge, launenhaft zusammengeschoben, durch einen gewissen pikanten Reiz ein wenig geschärft, von großen, flackernden Augen bestrahlt — hat sie diese Züge nicht schon gesehen? Die feinen, beweglichen Brauen, das kurze Näschen, den etwas großen Mund?

Aber wann, wo kann sie dieser Erscheinung begegnet sein? In *ihrer* gesellschaftlichen Sphäre keinesfalls. Vielleicht brachte ein Journal gelegentlich das Bild der weißen Dame, oder sie hat ihr Porträt in einer Kunstausstellung hängen sehen. Damals war das Gesicht kinderjung, rund und voll und weich.

Maria verlangsamt ihren Schritt; plötzlich wird ein Klang in ihrer Seele wach, ein Klang, so süße

Worte tragend: „Ich, Ottegebe, Euer klein' Gemahl."

Sie macht eine halbe Wendung. Daß sie es nicht sofort erraten hat! Freilich, die lange Zeitspanne, die dazwischen liegt, das furchtbare Ereignis! — Aber wer hätte Susanne Hoff vergessen können, der sie auch nur ein einziges Mal gesehen, gehört hat, vom Lampenlicht bestrahlt, auf den Brettern!

Maria sieht ihr nach, dann tritt sie unter die Arkaden, an eine Bücherauslage. „Geben Sie mir Gerhard Hauptmanns ‚Armen Heinrich'," sagt sie, ihr Geldtäschchen ziehend.

Knicksend bringt die fesche Verkäuferin das Verlangte.

Den Blick auf das Buch geheftet, schreitet Maria mit Felix der Ferdinandsquelle zu, wendet sich dann nach rechts, dorthin, wo der hochgeführte Schwung der Anlagen bastionartig abstürzt und hinter einer niederen Schutzwehr unter reichem Schatten eine Bank steht.

„Spiel jetzt ein wenig still für dich, Felix," sagt sie, den Blick schon auf der ersten Buchseite. „Stör mich nicht."

Die Insekten schwirren durchs Gras, ein leiser Wind flüstert — sonst alles still.

Mit klopfendem Herzen liest Maria. Wie die Gestalten der Dichtung sich beleben, ihr die Erinnerung an eine unvergleichliche Wiedergabe des Dramas weckend!

Ein berühmter Wiener Gast hat damals den Grafen Heinrich dargestellt. Und Ottegebe — Ottegebe — —

Durch ihre Adern rauscht es plötzlich heiß. Welch todgetreue Liebe, welch rührender Kinderglaube und welch unbesiegbare Kraft! Ottegebe —! Sie streckt sich hin, willig, daß man ihr das Herz aus dem Leibe schneide — ihm zu Rettung und Erlösung.

Und dann das Wunder, die Genesung, die Sternenstunde:

„Rings klang die Luft: Sie ist nicht tot!
Sie lebt! Dein klein Gemahl ist nicht gestorben!“

Maria hält den Atem an. Aus seliger Vogelkehle schmettert es plötzlich hoch über ihr im Baumwipfel.

„Dein klein Gemahl —“ Ein Kind hat damals auf der Bühne gestanden, ein Kind, schön wie ein Frühlingsmorgen. Über Pest und Tod hinlächelnd: „Dein klein Gemahl!“

Monatelang ist ihr das Wort nachgegangen, ist erst verstummt, als die große Seligkeit über sie kam, als Felix in ihr Leben trat. Heute ist das Wort aufgewacht.

Sie lehnt sich zurück, blättert dann weiter, liest hier eine Stelle, dort ein Wort — —

Die einzige Stimme jenes berühmten Wiener Gastes wird ihr lebendig:

„Und also, klein Gemahl, sag mir ein Wort
Ganz leise nur auf meine leise Frage —
Gib mir dein Leben denn —
Es war von Ewigkeiten mein!“

Im Sturm seligen Glücks sieht sie das Kind erbleichen — — Ottegebe — — sieht die zarte Gestalt sinken, dieselbe Gestalt, die vorhin über den Sonnenweg geschritten ist, eine Rosengarbe an sich pressend — —

Sinnend blättert sie zurück, versenkt die Blicke von neuem in das Buch:

„Und als ich heimzog, fast seraphisch klingend,
Da lagen ferne schon auf meiner Spur
Die schmutz'gen Hunde meines Schicksals, winselnd
Und hackend in die Luft vor Gier nach Blut.
Wo ist der Jäger, der mir d a s getan —!“

Wie ein Schlag trifft's Maria. Sie reckt sich auf. „Wo ist der Jäger, der mir d a s getan —!“

In der eigenen Seele fühlt sie den Pfeil, den vergifteten — —

Da ein kecker, lustiger Schrei, dann in hellem Triumph gerufen das Wort „Mama!“ Und noch einmal durchdringender, auffordernder: „Mama!“

Maria hebt den Blick, erschrickt jäh — bis ins Herz. Felix balanciert auf dem Ausläufer der Balustrade.

In Todesangst, doch sanft, fast heiter, um ihn nicht zu erschrecken, seine schwankende Gestalt nicht aus dem Gleichgewicht zu reißen, ruft sie hinüber: „Komm rasch, Felix, hier sitzt eine Goldfliege auf meinem Buch!“

„Gleich, Mama, aber erst muß ich springen.“ Als setze er zu einem Schwimmversuch an, so breitet er die Arme. „Eins, zwei, drei — hopp!“ Sonnenlichter huschen über die Stelle, wo der Knabe soeben noch stand.

„Felix!“ In weitem Bogen fliegt Marias Buch ins Gebüsch. Bis zur Hälfte über die Brustwehr geworfen hängt sie, bereit, nachzustürzen, falls — —

Versagende Atemzüge, Blicke, hinabschießend wie Blitze.

Jauchzend überschlägt sich der wilde Knabe tief unten auf dem samtweichen Rasengrund, klettert dann die steile Rampe herauf. „Ich komme, Mama,“ ruft er, nach Luft ringend. „Ich kom—me. Die Fliege, die Goldfliege, halt sie fest.“

„Sie ist fortgeflogen,“ erwidert Maria tonlos. Keinen Tadel, keinen Vorwurf hat sie für den Knaben. Schweigend nimmt sie ihn bei der Hand und führt ihn aus dem Schatten in die Sonne. Sie friert plötzlich.

* * *

Felix ist verdrossen und eigenwillig seit ein paar Tagen. Während der Spaziergänge, sogar auf der

Brunnenpromenade, läßt Maria seine Hand nicht aus der ihren. Erst als sie sich zum Ausruhen auf einer Bank des stillen Franz-Josephs-Platzes niederläßt, gibt sie Felix frei.

Er dreht sich auf den Hacken herum, mit erzwungener Vornehmheit den Griff in eine Tüte voll verzuckerter Herrlichkeiten ablehnend.

„Laß deinen Eigensinn jetzt fahren, Felix," schlägt ihm seine Mutter endlich vor. „Spring herum oder betrachte dir einmal die Gestalten da oben am Hotel Ott. Sieh nur, wie ihre breiten Schwingen in der Sonne blitzen!" Von einer großen Müdigkeit befallen, schließt sie halb die Wimpern.

Felix dreht sich noch immer verdrossen auf den Hacken. Plötzlich blinzelt er, reckt sich, dehnt die Schultern. Er ist ganz Leben und Bewegung.

Aus dem Hotel drüben sind zwei Herren getreten. Ein Hündchen springt um ihre Füße, kaum größer als eine Ratte.

Felix kennt das Hündchen. Es gehört seiner weißen Freundin. Jetzt sieht er zwischen den Säulen des Hoteleingangs etwas Helles schimmern.

Maria hat in träumerischer Mattigkeit die Augen geschlossen. Felix schiebt sich ein paar Schritte vorwärts, bis scharf an die Bordschwelle des Fahrdamms, auf den das Hündchen gelaufen ist.

Da ein dumpfes, rasch näher kommendes Geräusch. Um die Ecke der Straße saust ein Automobil, kaum deutlich zu erkennen im wilden Hinrasen.

Geängstigt bellt das Hündchen auf.

Mit einem Satz steht Felix mitten auf dem Damm, sich blitzschnell nach dem kleinen Tier bückend.

„Felix!" gellt der Ruf seiner Mutter. Sie will zu ihm hinüber, aber sie fällt kraftlos auf die Bank zurück.

Der hundertste Teil einer Minute — und krachend bersten die Räder des Gefährts an der Bordschwelle. Eine weiße Gestalt schwankt, gewaltsam zu Boden geschleudert.

Von allen Seiten stürzen Menschen herbei; Maria streckt die Arme aus, ein paar Herren unterstützen sie beim Aufstehen.

Felix ist mitten in dem Menschenknäuel — ganz nahe seiner weißen Prinzessin. Sie ist ohnmächtig, totenbleich — aus ihren blonden Haaren rieselt Blut. Man trägt sie ins Hotel.

Maria drückt dem Portier ein Goldstück in die Hand: „Sie hat mein Kind gerettet, lassen Sie mich zu ihr!“

* * *

Susanne Hoff lag in der Betäubung eines leichten Hirnfiebers. Die Verletzungen, die sie erlitten, waren schwer, doch nicht lebensgefährlich. Das Schlüsselbein war zerbrochen, eine Rippe gequetscht.

Ihr Kammermädchen bediente sie, Maria pflegte sie geradezu aufopfernd.

Für Felix hatte sein Hofmeister telegraphisch berufen werden müssen. Der Knabe zeigte sich wie ausgewechselt. Ganz verstört. Seine Mutter zürnte ihm, hatte vorläufig das hübsche grüne Waldlogis verlassen und war in das große Hotel am Franz-Josephs-Platz übergesiedelt. Er sah sie nur jeden zweiten Tag. Maria kam dann eilig zur Bergvilla hinaufgestiegen, sah nach dem Rechten, besprach sich mit dem Hofmeister und kehrte voller Unruhe zu der Kranken zurück. Sie hatte ihre Kur vorerst abgebrochen. Neben der Sorge um die Leidende war ein brennendes Interesse für die Persönlichkeit Susanne Hoffs in ihr erwacht.

Der nüchternen Lebensweise, an die Maria als Tochter eines schlichten Offiziers gewöhnt gewesen, stellte sich plötzlich der Luxus gegenüber, der der Künstlerin selbst auf Reisen unentbehrlich zu sein schien.

Da waren Fächer aus Spitzen- und Seidenblättern, gemalte Träume; da glänzte gehämmertes Silber, Tiffanygläser; märchenhaft schönes Gerät in Blumenform zierte den Toilettentisch; Bilderrahmen aus Edelmetall standen umher, darunter ein besonders kostbarer, edelsteinverzierter, mit seinen zugeklappten Türflügeln einem Heiligenschrein nicht unähnlich

Kissen, wie aus Feenhänden hervorgegangen, luden zum Ausruhen und Träumen ein. Große Sträuße und prachtvolle Blumenkörbe dufteten, niemals welkend, so oft erneuerte man sie. Ganz Marienbad schien Anteil an dem Unfall der reizenden Künstlerin zu nehmen.

Zwei zahme Rosenkakadus flatterten in dem Zauberreich der kleinen Hotelwohnung umher, ihre Stirnhauben wie Fächer auf und nieder fallen lassend; und das winzige Hündchen winselte und sprang.

Die Kranke selbst lag in duftige Wäsche gebettet unter einer japanischen, mit Schmetterlingen überstickten Decke, die alle paar Minuten beiseite geschleudert wurde.

Susanne Hoff warf sich selbst im Schlaf voll leidenschaftlicher Unruhe umher, die Eisblase rutschte, die Verbände lockerten sich, um des geringsten Anlasses willen mußten die Ärzte herbeitelephoniert werden. Dann und wann rief sie den Namen „Felix“ laut und gebieterisch — das Wort, das als letztes in ihr waches Bewußtsein hineingeschrillt war, von Maria in Todesangst gellend gerufen.



Oder sie lachte und kreischte auf, girrte, koste, schmeichelte — heitere Wahnbilder schienen an ihr vorüberzuschweben, dann wieder tragische, düstere Visionen, vor denen sie ihr Gesicht in die Kissen versteckte.

Am sechsten Tage irrten die Augen der Kranken zum ersten Male mit dämmerndem Bewußtsein über Maria hin. Etwas wie ein Zischen kam von ihren Lippen; ihre Fäuste flogen hoch — geballt, drohend.

Mit heiß wehendem Atem lallte sie: „Fort, du — du — —“

Maria wich zurück in den Schatten. Sie zitterte vor Schreck und Verstörung.

Jetzt richtete sich die Kranke auf. „Nana,“ rief sie geängstigt, „Nana!“ Ihre Augen flackerten suchend umher.

Das Kammermädchen sprang von seinem Fenstersitz auf, der kleine Hund fing an zu winseln.

Susanne strich das wirre Haargeflimmer aus der Stirn. „Hier war jemand, Nana, ganz gewiß. Jemand Fremdes. Oder habe ich schwer geträumt? Nana, was ist denn nur mit mir? Ich — ich kann gar nicht denken.“

Das Mädchen bückte sich behutsam über das Lager. „Gnädiges Fräulein sind doch krank, schwer verletzt. Wissen denn gnädiges Fräulein gar nichts mehr von dem schrecklichen Vorfall?“

Susanne ließ ihre Augen zur Zimmerdecke rollen. „Von welchem Vorfall?“ murmelte sie.

„Gnädiges Fräulein haben doch einem kleinen Knaben das Leben gerettet und sind überfahren worden.“ Als sie das finster werdende Gesicht der Herrin wahrnahm, suchte sie in Angst und Hast nach einem Trost. „Aber gnädiges Fräulein werden dafür die

Rettungsmedaille bekommen. Ja, ganz gewiß. Graf Pallavacini hat es zu seinem Kammerdiener gesagt, und der hat's mir wiedererzählt."

Blitzschnell glitten die Hände der Kranken nach dem Kopfverband. „Ich bin entstellt!" rief sie zornig. „Nie kann ich wieder auf die Bühne!" Sie brach in ein hysterisches Schluchzen aus. „Mein Leben ist zu Ende!"

„Aber gewiß nicht, gnädiges Fräulein. Alle Menschen vergöttern doch gnädiges Fräulein für die Tat. Beide Salons sind voller Blumen wie ein Garten. Soll ich einmal die Tür aufmachen?"

Die Kranke nickte, etwas getröstet. Dann schaute sie, staunte. „Orchideen, so viele Orchideen! Stell mir die schönsten hier vors Bett und bring mir —" Da kam ihr ein neuer Gedanke: „Wo ist der kleine Knabe?" Ihr Atem ging wie ein Hauch: „Er hieß doch Felix." Die Augen fielen ihr traumschwer zu, aber von ihren Lippen glitt unablässig der Name. Sie ließ ihn funkeln wie ein Juwel in heller und matter Beleuchtung.

„Felix, Felix — —"

* * *

Maria hielt sich der langsam Genesenden fern — mit Absicht und Vorsatz. Vermutlich weckte ihr Anblick in der Kranken peinliche Erinnerungen an eine gehässige Kollegin. Von den Nebenräumen aus übte sie fortan die immer leichter werdende Pflege, beschäftigte sich inzwischen mit Lesen und Handarbeit oder ging in den Empfangsaal des Hotels hinunter, um dort Felix und seinen Hofmeister zu treffen.

Der Knabe schien durch das verhängnisvolle Ereignis in seiner Entwicklung um Jahre vorgeschoben

worden zu sein. Er lernte voller Eifer und gab keinerlei Anlaß zu Verweisen. Unter der Aufsicht des Lehrers lief er stundenlang in den Wäldern umher, dabei vergaß er nicht, Sträuße für seine Mutter zu pflücken.

Heute überreichte er ihr stolz eine große Garbe von Hafer und dunkelblauem Sturmhut.

Da zeigte sich Nana auf der Schwelle. „Gnädiges Fräulein fragen schon seit heute früh immerfort nach dem Kleinen. Es tät' sie freuen, wenn er zu ihr käme."

Maria wechselte die Farbe. „Geh, mein Junge," sagte sie zu Felix. „Bring meine Blumen der Kranken. Küß ihr beide Hände und vergiß nicht zu bestellen, daß deine Mutter darauf wartet, ihr zu danken."

Sie schob ihn an den Schultern bis in den zweiten Salon.

Auf den Zehenspitzen folgte er Nana, beugte sich vorwärts, als sie die Tür zum Krankenzimmer öffnete.

Ach, war das schön! Ein Garten, ein richtiger Garten tat sich vor ihm auf, und ein Paar rosige Kakadus schüttelten ihr Gefieder über den Blumen — und mitten in all der Herrlichkeit lag seine weiße Prinzessin — —

Leise und zart fragte es vom Krankenlager her: „Nun, mein kleiner Ritter?"

Der größere der beiden Kakadus flog ihm auf die Schulter und fächerte mit seinem rosenfarbenen Schopf. „Nun, mein kleiner Ritter?"

Er lief vorwärts. Die Blumengarbe entglitt ihm, seine Lippen bewegten sich; er wollte stammeln, danken — kein Laut kam aus seiner Kehle. Da fiel er auf die Knie und griff schüchtern nach der zarten, blassen Hand der Kranken. „Ich küss' dir ab alles Weh," murmelte er. „Ich küss' mir an allen Schmerz. Du, sei nun gesund!" Er stand plötzlich wieder stramm

und fest auf den Füßen. Eine kleine Falte zwischen den Brauen, fragte er fast drohend: „Versprichst du's?"

Sonderbar ernst blickte Susanne in sein Gesicht. In ihren Zügen kämpften Qual und Angst mit einer geheimnisvollen Neugier.

Jetzt strich sie glättend über die feinen, zusammengeschobenen Brauen, griff in das dunkle, krause Haar. „Felix!" sagte sie mit einem rauhen, fremden Ton, beinahe streng.

Wie von einem Peitschenhieb getroffen, fuhr er auf. Sie war ihm also sehr böse. Jetzt erst drang's ihm zum Bewußtsein, daß er den Dank vergessen hatte, den eigenen und den seiner Mutter.

Von einer Stimme getragen, daß es Susanne überlief, kamen ihm plötzlich die Worte: „Wir danken. Gott, wie wir dir danken! Und von meiner Mutter bring' ich dir Grüße, so viele!" Plötzlich hämmerte er mit beiden Fäusten gegen seine Stirn. „Ich bin ja schuld an deinem Elend. Aber ich hab' den kleinen Hund für dich retten wollen, und darum ist das Schreckliche geschehen."

Sie blickte bei dem Wort wie ins Leere. Ihre Gedanken schienen fern zu weilen, sehr fern. „Das Schreckliche!" Sie nickte. Und dann sagte sie wieder mit hartem, rauhem Klang: „Felix!"

„Schlag mich doch — ich verdien's! Aber erst nimm meine Blumen!" Er bückte sich und raffte sie auf. „Lauter blaue Helme, wie die Ritter sie tragen. Aber ich bin kein rechter Ritter mehr."

„Doch — mein tapferer kleiner Ritter bist du!" Jetzt klang ihre Stimme weich. „Hast mir meinen Liebling retten wollen, meinen herzigen Bijou!"

„Ich hab's gewollt. Ich schwöre!"

Da richtete sie sich auf im Bett, betroffen von dem

Wort, das die erregte Knabenstimme zu ihr gesprochen. „Du schwörst —“ Ihr Kopf fiel ermattet zur Seite. „So jung noch und schwörst schon! Gewöhn's dir nicht an — das Schwören. Hörst du, Felix? Es taugt nicht.“

Kreischend ließen sich plötzlich die beiden Rosenkakadus auf ihrer Bettdecke nieder. Sie schlug nach ihnen. „Felix,“ murmelte sie dann mit schwacher Stimme. „Ich — ich möchte deine Mutter sehen. Wo ist sie? Ist sie gut, deine Mutter?“

„Gut wie der Himmel,“ versicherte der Knabe fast andächtig und faltete die Hände über der Brust.

Sie fragte die Zofe halb flüsternd: „Könntest du sie zu mir holen?“

Da stand Maria schon auf der Schwelle.

Felix rannte aus dem Zimmer, die Augen ganz voll Tränen. Seine Mutter würde weinen, die weiße Prinzessin würde weinen. Er setzte sich ans Fenster des kleinen Salons und biß auf seine Finger.

Maria war an das Bett im Krankenzimmer getreten. „Mit leeren Händen komme ich,“ sagte sie leise. „Wo sollt' ich auch etwas hernehmen, das meinen Dank nur anzudeuten vermöchte.“

Ein scharfer Laut unterbrach sie. „Aber bitte — keine Rührszene. Und keinen Dank. Ich glaube wirklich, Sie haben all die Zeit her die Illusion in sich großgehätschelt, daß ich mit edlem Opfermut mein Leben aufs Spiel gesetzt hätte, um Ihren reizenden Bengel zu retten. Mich freut's, daß es so gekommen ist. Aber in dem kritischen Augenblick habe ich Ihren Sohn gar nicht bemerkt. Den beiden feinen Kavalieren, die da so gefroren standen wie Schneemänner, trotzdem sie im Nebenberuf Rennreiter sind, hab' ich eine Lektion erteilen wollen. Wäre mir der Gedanke an Schmerzen

und Entstellung gekommen, ich hätt' mich gehütet, eine sogenannte Heldentat zu vollbringen.“ Sie griff nach einer der lockigen, goldenen Strähnen, die ihr über die Brust hingen. „Leider folge ich immer Impulsen!“

Wie erstarrt stand Maria. „Aber trotz allem und allem: Sie haben mir doch mein Kind gerettet!“

Zwei blaue, große Augen hefteten sich mit seltsamem Ausdruck auf ihr Gesicht: „So nebenbei — durch Zufall. Aber Ihren Dank verdiene ich nicht.“

Von einem peinvollen, fast marternden Gefühl befallen, wich Maria zurück. Ihr war, als hätte man vor ihren Augen etwas Heiliges besudelt.

Da kam die weiche, zarte Stimme wieder zu ihr: „Sie müssen schon ein wenig Geduld haben mit einem Wesen, das von Hunderten verwöhnt und verzogen worden ist, zur Qual einzelner. Ihren Jungen, den hab' ich liebgewonnen in den paar Minuten vorhin. Aus dem wird etwas Besonderes. Und vielleicht können auch wir beide Freundinnen werden. Wollen Sie es mit mir versuchen?“

* * *

Nein, Maria konnte sich nicht hineinfinden in die Art, in das Wesen von Susanne Hoff. Diese nahm die ihr entgegengebrachte Dankbarkeit hin wie Tand und Spielzeug, vor ihre Füße gestreut. Und daß sie, sie, der verwöhnte Liebling des internationalen Theaterpublikums, auch nur die geringfügigste Entstellung davontragen sollte, darüber konnte sie sich zehnmal am Tage unter zornigen Tränen aufregen.

Nach Entfernung des letzten Verbandes hatte sie sich von Nana einen Spiegel vorhalten lassen. Ein gellender Aufschrei, eine Grimasse, die ihr weiches

Gesicht verzerrte und entstellte — jäh ward der Spiegel in die nächste Ecke geschleudert.

Erschrocken hatte Maria gestanden. Und schon flog ihr ein Lachen um die Ohren, silberhell wie Kinderlachen. „Mein Hexengesicht war das,“ hatte die Kranke gerufen, „alle meine Masken habe ich ja stets bei mir.“

Ihre Masken! Maria lernte sie kennen. Die reizenden, die bestrickenden, die wurden augenscheinlich als Bühnenrequisiten betrachtet und ausgeschaltet. Im täglichen Leben benahm sich Susanne Hoff zumeist wie ein verzogenes Kind.

Geradheit und Hinterhaltigkeit, kindliche Zutraulichkeit und schlaueste Gerissenheit vertrugen sich in dieser Natur. Vor allem aber stach an ihr eine geradezu verletzende und unerhörte Offenheit hervor, die aus ihrem Innern die geheimsten und entlegensten Dinge ans Licht emporriß, so gedankenlos, als seien es Kinderreime oder Gedächtnisübungen.

Maria schoß oft die Schamröte zur Stirn, wenn sie mit anhören mußte, wie Susanne große Gefühle, die ihr von starkgeistigen und bedeutenden Männern dargebracht worden waren, unter Lachen begeiferte, wie sie das ganze Leben zu Spiel und Narretei erniedrigte und höchstens die Kunst als etwas Ernsthaftes gelten ließ.

Voller Staunen wohnte sie einer Verhandlung der Rekonvaleszentin mit dem zur Kur in Marienbad anwesenden Theaterdirektor Deinhardt bei. Um den Pfennig feilschte sie bei der Honorarfeststellung für ihr Gastspiel, diktierte die unbequemsten Bedingungen.

Und am Nachmittag des nämlichen Tages gab sie die beliebtesten Nummern aus ihrem heiteren Programm zum besten und spielte Maria die Holunderszene aus dem Käthchen von Heilbronn vor.

Wie Nachtigallenlaut flog es von ihren Lippen, ein feuchter, sehnender Glanz trat in ihre Augen. Wie in Träume gehüllt lag sie da, ein holdes, spielendes Kind, zum Weibe erwacht unter glühenden Liebesstrahlen, süß-erzitternd, selig-offen und doch Schleier ziehend um ihr Herz.

Maria wagte es, sie um den Vortrag einiger Stellen aus der Rolle der Ottegebe zu bitten. „Dein klein Gemahl!“ Das Wort nur, dieses eine Wort wenigstens sollte sie ihr vorsprechen.

Da fuhr ein Blitz aus den noch eben in Traumglanz schillernden Augen Susannes. Häßlich und groß trat ihr Mund aus dem schmalen Gesicht hervor. „Dieses Wort? Das? Nein — niemals!“

Maria fragte nach dem Grund.

„Grund? Vielleicht hab' ich einen — vielleicht auch nicht!“ Böse funkelten Susannes Augen, von ihrem Gesicht verflog die Jugend. Verstockt und verstummt brachte sie die nächste Viertelstunde zu.

Dann brach sie in ein Weinen aus, in ein Weinen — das waren Tränen wie Blut, ein Schluchzen, aufsteigend aus Todesnot und Höllenpein.

* * *

Maria hatte die unterbrochene Kur von neuem aufgenommen und zog in das kleine Waldlogis zurück. Aber den größten Teil ihrer Zeit mußte sie nach wie vor Susanne Hoff widmen.

Trotzdem die Künstlerin bereits Besuche aller Art empfing und kokette Ausfahrten in einem Rollstuhl unternahm, klammerte sie sich mit fast kindischem Eigensinn an Maria, der sie das schwesterliche „Du“ angetragen hatte. Kaum auf Stunden mochte sie sich von ihr und Felix trennen.

Sie vergötterte den schlanken Jungen mit der originellen Ausdrucksweise und den vornehmen Manieren, verzog und verwöhnte ihn in einer seine Mutter geradezu beängstigenden Weise. Bücher, Herbarien, eine märchenhaft schöne Schmetterlingsammlung schaffte sie für ihn an, sogar eine Ulmer Dogge. Er wurde von ihr als eine Art Page verwendet. Er mußte ihren Schal tragen, ihr Brunnenglas füllen, mußte ihr die Kissen im Rollstuhl zurechtschieben, den Sonnenschirm ausgespannt über sie halten — kurz, Felix, Felix überall!

Sein Hang für das, was glänzt und blendet, den Maria so gern unterbunden hätte, schoß üppig hoch. Der Luxus, den die gefeierte Künstlerin um ihre Person ausbreitete, entzückte ihn. Susanne beschränkte sich nicht mehr darauf, die „weiße Dame" zu sein. Kleider in allen Farbentönen zog sie ans Licht.

Stolz wie ein vor allen anderen bevorzugter Kavalier ging Felix auf der Brunnenpromenade neben ihr her, wenn sie, im Rollstuhl sitzend, durch ein neues Kostüm, einen verblüffend originellen Hut Staunen und Bewunderung erregte, die Blumensträuße auf ihren Knien sich häuften.

Der Knabe gewann unter dem Spiel ihrer glitzernden Launen eine erstaunliche Wichtigkeit vor sich selber. Seine geistige Entwicklung sowie sein körperliches Wachstum trieben über so und so viele Grade hinweg. Immer stärker befestigte sich in ihm die Einbildung, daß seine Lebensretterin eine verzauberte Prinzessin sein müsse. Die schillernde Art ihres Auftretens, das Wechselvolle im Wesen der Künstlerin drängten sich ihm unter diesem Gesichtspunkt auf. In seiner Harmlosigkeit konnte er keine andere Erklärung dafür finden, denn daß Susanne Hoff Schauspielerin sei, das war ihm weder von ihr selber noch von seiner Mutter bisher verraten

worden, da es seinem Verständnis allzu fern gelegen hätte.

Den ersten Spaziergang, den Susanne, ihren Rollstuhl verschmähend, unternahm, machte sie in Felix' Begleitung. Unter dem grünlichen Gezitter dunkler Buchenblätter ließ sie sich nieder auf einem aus Birkenstämmen zusammengezimmerten Sitz, der inmitten einer von Farnen umsäumten Lichtung stand. Ihre Füße spielten im tauigen Moos des Waldbodens. Sie trug ein schwarzes Kleid, dessen Schleierstoff ganz von kleinen Flitterplatten glänzte, und vor der Brust einen Strauß voller, blutroter Rosen.

Felix blickte sie unverwandt an. Seine Augen zuckten und flammten. Endlich fand er den Mut zu einer Frage, die ihm seit langem auf der Zunge brannte.

„Du," stammelte er, „du, nicht wahr — ich bild' mir das nicht nur ein — du bist eine verzauberte Prinzessin?" Voller Entzücken bemerkte er, daß zwei Pfauenaugen in immer engeren Kreisen vor Susannes Gesicht gaukelten, bereit, sich auf dem Rosenstrauß an ihrer Brust niederzulassen. „Jeden Tag siehst du doch anders aus. Deine Augen sind wie Edelsteine. Bald hast du eine Stimme aus Gold — und dann wieder wie aus hartem Stahl, wenn du böse bist. Ganz kalt geht es mir manchmal über den Rücken. Ich muß an Drachen und Ungeheuer denken. Du bist verzaubert — sicherlich. Du mußt erlöst werden."

Die leichte, blaue Luft des Sommermorgens sank auf die Lichtung nieder, eine Säule tanzender Insekten in Glanz hüllend. Ein paar blutrote Blätter fielen von den Rosen an Susannes Brust, so heftig atmete sie plötzlich.

„Erlöst — erlöst!" murmelte sie. Ihre Stimme

klang ganz tonlos, als würge sie etwas an der Kehle. „Von wem?"

Da fingen des Knaben Lippen an zu beben. Er griff nach den weichen, juwelengeschmückten Händen, die blaß, wie gestorben vor ihm lagen auf dem flimmernden Florgrund. „Von mir — von mir!" rief er aufgeregt. „Du mußt mit uns kommen — für immer. Fort von den vielen Menschen, die dich angaffen. Bei uns auf Blankenfelde ist's still und rein. Da wirst du in den See tauchen, in den Schwanensee. Da werden alle die Verkleidungen von dir abfallen, die ganze böse Verzauberung. Nur die Stimme von Gold wirst du behalten. Hör mich doch, du wirst eine Prinzessin sein, eine wirkliche Prinzessin!"

Die beiden Pfauenaugen hatten sich auf den roten Rosen niedergelassen gehabt, ihre Flügel faltend. Plötzlich flatterten sie davon.

„Was dir einfällt!" rief Susanne laut und heftig.

Nun grollte es auf in Felix. „Du willst nicht mit uns kommen, du magst dich nicht losreißen von den Menschen, die dir Blumen schicken und Geschenke, und die nur so tun, als hätten sie dich lieb? — Ja, sie tun nur so!" bekräftigte er. „Aber ich, ich hab' dich wirklich lieb — ich will dich erlösen."

Da traten zwei große Tränen in ihre Augen. Sie legte die Arme um seinen Hals und blickte ihn an, als suche sie in seinem Gesicht etwas — ein wundersames Glück oder einen giftigen, tödlichen Schmerz. „Ich bin schlecht — kann nie mehr gut werden!" ächzte sie. „Niemand kann mich erlösen — niemand, Felix!"

Da rief er mit starker Stimme: „Doch — ich kann es! Ich will es!"

Dunkel und schwül tauchte ihr Blick in die feurigen Augen des Knaben. Matt hob sie die Hand, schob ihm

die Haare aus der Stirn: „Felix —“ Wie ein Hauch kam das Wort von ihren Lippen, wie ein Hauch nur und doch ganz in Gold getaucht.

Ein Freudenschauer durchfuhr ihn. „Ich schwöre dir,“ jauchzte er auf, „ich erlöse dich!“

Sie streichelte ihn, sie liebkoste ihn. Bittend schaute er sie an, den Kopf gesenkt haltend.

Plötzlich stand sie auf. Ihr Blick ging kühl und starr hinauf zu den Baumwipfeln. „Wir müssen aufbrechen, Felix. Deine Mutter ängstigt sich sonst um uns.“ Sie griff nach ihrem Sonnenschirm, ihrem Täschchen.

Im Gehen wandte sie sich noch einmal zurück, ob sie nichts vergessen habe. Eine braune, häßliche Raupe kroch über die Stelle, auf der sie gesessen hatte.

Schweigend betraten sie den schmalen Zickzackweg, der sie aus der grünen Wirrnis hinausführen sollte. An der Waldquelle mußten sie vorüber.

Dort hatte sich die Kurmusik aufgestellt zur Erbauung der Badegäste während des Frühstücks. Die Gnadenarie hallte in das Blätterrauschen des Waldes hinein. Auf und nieder wälzte sich der Menschenstrom. Um den kleinen Brunnentempel zog sich eine Kette von Leidenden, die ihre Becher ausstreckten wie nach dem Wasser des Lebens.

Langsam, schleppenden Ganges nahte der geächtete König, den Herzog zu seiner Linken.

Der Herzog winkte einer geschminkten Blumenhändlerin, ihren gesamten Rosenvorrat mit einem Goldstück aufkaufend.

Die Rosen überreichte er Susanne Hoff.

Da ging ein gieriger Durst nach Lebensfreude über ihr bleiches, erschüttertes Gesicht, und ein Lächeln dankte dem Spender, für das Felix keine Erklärung fand.

* * *

Seit drei Tagen regnete es in Strömen. Zäher Nebel kroch durch die Straßen, seine grauen Schleierfetzen nur oben an den Spitzen der Baumwipfel zerreißend. Verdrossen hockten die Kurgäste in ihren Zimmern, die Langweile war bei ihnen zu Gast.

Susanne Hoff kniete am Fenster ihres kleinen Salons auf einem Sessel. Von Zeit zu Zeit zog sie einen Silberfuchspelz mit gelbfunkelnden Steinaugen fester um ihre Schultern.

Maria, die sich trotz des mißlichen Wetters eingefunden hatte, saß ihr gegenüber, schweigsam, mit den Gedanken bei Felix, der seit einigen Tagen finster und verdrossen in sich hineinbrütete.

Plötzlich sprang Susanne auf. „Mir ist kalt, so kalt!“ Sie klingelte den Zimmerkellner herbei. „Man soll heizen im Kamin dort —“ Die lange Schleppe ihres roten Hauskleides hinter sich herziehend, wandte sie sich wieder Maria zu. „Man müßte eine Wohltätigkeitssoiree arrangieren, die sämtlichen eingeregneten Kurgäste zusammentrommeln.“ Vor den Spiegel tretend, betrachtete sie lange und prüfend ihre Stirn. „Aber die häßliche Narbe da — niemals wird sie vergehen!“

Maria warf ein Wort herüber. „Wird ein Erinnerungszeichen bleiben an das Glück einer Mutter und ihres Sohnes.“

„Ach was!“ Susanne zauste eine Haarsträhne über die kleine rote Stelle hin. „Ich pfeife auf jede Sentimentalität hin. Muß ich eine Närrin sein! Mich entstellen, mir die entzückende Zeit hier in Marienbad verderben!“

Ihr Blick wurde finster, zornige Tränen überfunkelten ihn.

Der Zimmerkellner, der auf den Knien liegend

den Kamin heizte, blickte verwundert auf und entfernte sich dann, unmerklich den Kopf schüttelnd.

Maria wurde rot und biß sich auf die Lippen.

Susanne wandte sich vom Spiegel ab, ihr Temperament kaum noch beherrschend. Bei einer hastigen Bewegung blieb der Absatz ihres Schuhes in dem langen Kleid hängen, sie geriet in gefährliches Schwanken. Tastend erfaßte ihre Rechte einen Vorsprung des mit Nippessachen überladenen Pfeilerschränkchens.

Eine Vase klirrt zu Boden, der Emaillerahmen von der Form eines kleinen Heiligenschränkchens rutscht nach, fällt schwer auf die schillernden Glasscherben — —

Maria, die erschrocken aufgesprungen ist, bückt sich. Sie greift nach dem Emailleschrein; im Fallen haben sich die steinbesetzten Flügel geöffnet, sein Inneres hat sich aufgetan, ein Bild enthüllend — — ein Bild!

Als seien ihr die Füße abgeschlagen, so stürzt Maria zu Boden. Das ist doch ihr Gatte?! Felix v. Syburg als junger Mensch in der Uniform der Halberstädter Kürassiere, schmal und schlank, mit blitzenden Augen.

Auf den Teppich hingestreckt, halb besinnungslos, hebt sie den Rahmen bis zu ihren Augen hinauf. Steht da nicht eine Widmung in dem Luftraum neben dem behelmten Kopf?

„Für mein klein Gemahl!“ Eine eisige Last senkt sich auf Marias Herz, immer schweret, immer wuchtiger — fast tödlich. Endlich ringt sich's durch ihr verstörtes Denken hin: Warum hat die Retterin ihres Sohnes niemals davon gesprochen, daß sie seinen Vater gekannt? Zweifellos hat sie sich schon vor ihrer Tat an Felix herangedrängt, vermutlich durch eine Notiz in der Kurliste auf die Anwesenheit der Syburgs in Marienbad aufmerksam gemacht. Trieb sie nur die

Neugier, Gattin und Sohn des Toten von Angesicht zu Angesicht zu sehen?

Der Wind heult durch den Schlot herunter, treibt eine Flamme aus der Kaminöffnung heraus, spitz und züngelnd. Über das Bild gleitet ein greller roter Schein hin, es belebend, als müsse es atmen, sprechen können, ein furchtbares Geständnis tun.

Der Rahmen fällt abermals zu Boden, entgleitet Marias Händen. Die bunten Trümmer spritzen nach allen Seiten auseinander.

Susanne Hoff hat geschwiegen, hat das Bild nicht ans Licht gebracht, weil der, den es darstellt, in den Tod gegangen ist für sie — sie würdig hielt, sein Herzblut um ihretwillen zu vergießen!

Bebend an allen Gliedern erhebt sich die Unglückliche. Stolz und kalt wendet sie sich ab. Sie will den Vorraum betreten, in dem ihr Hut hängt, ihr Mantel.

Blitzschnell ist Susanne ihr gefolgt. Ein kurzer Blick geht zu Marias Gesicht. „Ehe Sie mich verachten, hören Sie mich an!“ Sie wagt es nicht, das schwesterliche „Du“ auf die Lippen zu nehmen in dieser Stunde, aber ihre Finger umpressen Marias Handgelenk. „Hören Sie mich an, Maria!“

Doch Felix v. Syburgs Gattin streift die heiße, zuckende Hand von ihrem Arm, wie man ein widriges Insekt fortschleudert. Sie greift nach ihren Sachen, ihre Lippen sind zusammengepreßt, als ob sie sich niemals wieder auftun wollten.

Da wirft Susanne sich ihr in den Weg. Leidenschaftlich lodert's aus ihrem Wesen hervor, sie zerrt den Mantel zu Boden, sie tritt darauf: „Ohne mich lebte das Kind nicht mehr — Felix' Sohn!“ Gleich einem Bannstrahl schleudert sie Maria die Worte ins Gesicht.

Die zuckt zusammen. Neben der Tür des Vorraums bleibt sie stehen.

Susanne weicht ins Zimmer zurück. Einen Augenblick rüttelt die Versuchung an ihr, sich aufzurecken vor der blassen Frau dort, sich groß zu machen, zu prahlen, zu prunken, die Hand noch auf den Toten zu legen, dessen warmer Herzschlag einst ihr gehörte, und in dessen kalter Gruft jetzt ein Platz auf die rechtmäßige Gattin harrt. Einen Augenblick nur! Dann kommt jene rätselhafte, fürchterliche Aufrichtigkeit über sie, jener unbegreifliche, geheimnisvolle Zwang, selbst den letzten Schleier zu zerreißen, ihre Seele zu entblößen, ihr Geheimstes zu entweihen, den vollen, unbeirrbaren Wahrheitsstrahl in die tiefsten Falten ihrer Seele dringen zu lassen.

Sie geht jetzt auf und ab im Raum, das lange rote Gewand ballt sich hinter ihr. In dem Zwielicht des nebelverhängten Tages gleicht sie einer wandelnden Flamme, aufzüngelnd, sich duckend, halb verlöschend, dann wieder grell hochzuckend.

„Felix Syburg ist n i c h t um meinetwillen gestorben," sagt sie endlich, jedes Wort ihrer Eitelkeit, ihrem Selbstbewußtsein abkämpfend. Einen Augenblick blitzen ihre Zähne zusammengebissen auf, schieben sich dann weit auseinander wie bei einem Raubtier, das seine Beute fallen ließ.

Maria greift mit beiden Händen nach ihrem Herzen. Die Last, die eisige Last — etwas wie ein schmelzender Hauch geht darüber hin. Felix ist nicht gestorben für eine andere. Nicht — nicht! Aber doch tot. Freiwillig aus dem Leben geschieden, im Feuer der eigenen Waffe gefallen.

Anteil und Abwehr kämpfen in ihren Zügen. Mit unabweisbarer Gewißheit drängt sich's ihr auf, daß die

schwüle Finsternis, die Felix' Sterben umhüllt, in diesem Augenblick rauschend die Flügel lüftet. Aber keine Frage bewegt ihre Lippen. Kein Laut. Kaum ein Atemzug.

Susanne ist in der Mitte des Zimmers stehen geblieben. Ihre Augen funkeln wie Stahl, sie macht eine wilde, ihren ganzen Körper erschütternde Bewegung. Der Pelz gleitet zu Boden. Mit den gelben Lichtern schielt der Fuchskopf zur Seite, seine rote Zunge scheint zu lechzen.

Susanne ächzt im starken Ringen mit sich selber. Jetzt setzt sie zum Sprechen an — und nun schleudert sie das Geheimnis heraus aus dem aufgewühlten Schlamm ihres Inneren.

„Ihr Gatte starb —" ein Aussetzen des Atems, dann ein triumphierendes Heben des Kopfes — „Ihr Gatte starb, weil er Sie nur durch seinen Tod schützen konnte — — v o r m i r!"

Die schmale Gestalt wirft sich plötzlich hinüber zu der blassen Frau, die wie in Stein verwandelt steht unter der schaurigen Aufklärung.

Wie Dolche stechen Susannes Blicke nach ihr. „Sie, Sie — o Sie! Ohne etwas von Ihnen zu wissen, habe ich Sie verflucht mit jedem Gedanken, hab' Sie gehaßt bis — bis zum Mord. An Ihrem Hochzeitstage bin ich in Syburgs Wohnung gedrungen — seinen Diener, der mich abweisen wollte, einfach zur Seite schleudernd. O, ich hab' Riesenkräfte, wenn man mich reizt. Doch Sie können das ja alles nicht verstehen. Wie sollten Sie auch!" Halb entnervt schleppt sie sich hin zu einem Schaukelstuhl, der neben dem Kamin steht. „Ich werde Ihnen alles beichten, weit ausholen." Ihr Haar drückt sich gegen die flimmernden Kissen, mit der Schuhspitze stößt sie sich vom Fußboden ab, daß der Stuhl in Be-

wegung gerät. „Fürchten Sie nicht, daß ich Sie verletzen werde mit der Schilderung seiner Zärtlichkeiten und Gluten —“

Zuckend senkt sich Marias Blick, sucht das Bild, das die kurze Widmung von Felix' Hand trägt. Drei Worte nur, aber voll Inbrunst, voll der Seligkeit langer Jahre.

Susanne liegt erschöpft im Stuhl, dessen Bewegungen matter werden, aufhören. Das Flackerlicht aus dem Kamin trifft ihr rotes Kleid. Wie in Feuer gehüllt liegt sie. Eintönig fallen die Worte von ihren Lippen.

„Wie eine Raupe, die bestimmt ist, zum Schmetterling zu werden, bin ich aus der Erde hervorgekrochen. Aus einem kleinen Winkelladen stamme ich, den kein Sonnenstrahl je erreichte. Mir flogen die Kopfnüsse nur so ums Wuschelhaar, denn die Mutter, die Mutter, die konnt' es nun einmal nicht ausstehen, daß sie mich immer wieder in irgend einer Ecke kauernd fand, die Nase in eines der Bücher gesteckt, die der Vater einzubinden hatte. Oder auch vor dem Spiegel stehend und ganz süße Augen machend unter den seltsamsten Schlangenwindungen meiner Glieder. Völlig triebhaft kam das alles aus mir heraus. Wie behext war ich von allem, was Vers hieß und Gedicht. In der Schule, da galt ich als Beste in der Deklamationsstunde. Und pfeifen und tanzen konnt' ich! Ich tanzte nur so durch die Straßen hin. Die Jungen haschten nach meinen langen Zöpfen, und die großen Herren, die lachten mir zu. Auch die Offiziere, die Kürassiere. Ich bin aus Halberstadt — aus der Schmiedegasse. Gott, war's da öd' und traurig! Zum Weinen traurig, bis — — bis — —“ Sie schließt die Augen, lockert die Haare, als ob die Erinnerung auf ihr Hirn drücke.

Maria steht plötzlich vorgebeugt. Wie Frost und Glut geht es ihr über den Leib. Sie fühlt, daß die Frau da drüben im nächsten Augenblick von ihm sprechen wird — von Felix.

Susanne seufzt auf. Mit einem heftigen Ruck bewegt sie den Stuhl. „Da war einer, blutjung, gertenschlank. Kraus und schwarz sein Haar. Den kannt' ich bald. Die Sonne zog ihm Feuer aus Helm und Augen. Er sah mich immer an, daß mir die Backen aufbrannten. Einmal, als ich an ihm vorüberschoß, eine rote Schleife in den Locken, da rief er: ‚Zigeunerin!' und lachte dazu."

In müder Ungeduld starrt Maria vor sich hin.

„Zigeunerin!" Susanne wiederholt das Wort, mit den Zähnen knirschend, als wolle sie es noch in der Erinnerung zermalmen. „Stachelnd und qualvoll drang's mir da zum Bewußtsein, daß er hoch oben stand auf der sozialen Leiter und ich — tief unten. Ihn herabschütteln zu mir — Unmöglichkeit. Aber etwas anderes ging" — sie betrachtet ihre feinen Fußspitzen, ihre dünnen, geschmeidigen Fesseln — „ich konnte hinaufklimmen zu ihm. Da mußte ein Weg sein."

Eine lange, spitze Flammenzunge leckt aus dem Kamin heraus, ein paar Holzscheite fallen polternd zusammen.

„Endlich kam mir der Lichtstrahl, die Erleuchtung. Nur in Verkleidungen konnte ich mich in die große Welt stehlen, in die Säle der Reichen. Eine große Dame zu werden, dazu ist die Schauspielerin die nächste. Kaum hatte ich die Kinderschuhe vertreten, so versilberte ich mein Sparkassenbuch, das Geschenk eines Paten, um heimlich Unterricht nehmen zu können bei einer ehemaligen Bühnengröße, einer Komischen Alten, die aus ihrer Glanzzeit her Verbindungen genug mit

dem Theater besaß. Sie versprach, mir zu helfen. Talent hatt' ich, Temperament — dazu eine Gesundheit von Eisen. Nur die Seele fehle mir, behauptete die Alte." Susanne wirft den Kopf. „Würde wirklich jemand nach meiner Seele fragen in d e r Laufbahn? Über alle Hindernisse weg stieg ich auf die Bühne — stieg fort über das Herz meiner Mutter."

Sie schweigt plötzlich. Man hört den Regen gegen die Scheiben weinen. Der Wind wimmert und stöhnt.

„Eine Weile brannte mich's noch hier, und hier —" Sie greift an ihre Schläfen, an ihre Brust. „Aber das ging vorüber. In dem neuen Dasein hatte ich keine Zeit, auf mahnende Stimmen zu horchen. Da war alles Lärmen, wirres Hasten und Vorwärtsstoßen. Ach, wurde das ein Leben! Die Männer hinter mir her wie eine gierige Meute, die Frauen Dolche in den Augen, Gift auf der Zunge. Und dazu lernen, lernen, lernen immerfort! Gehen lernen, stehen lernen — lernen, sich jeder Befangenheit zu entäußern. Als Statistin stand ich im Schatten unter vielen, viel zu vielen. Ich wollte verzweifeln. Noch war ich nicht eine einzige Stufe auf der bewußten Leiter emporgeklommen. Da — half mir das Glück."

Tief zieht sie den Atem ein, in ihre Stimme kommt der triumphierende Goldklang, der sie berühmt gemacht hat.

„Eine Kollegin erkrankte. Heimlich hatt' ich ihre Rolle mitgelernt, mitgelebt. Nach glänzender Probe durft' ich einspringen. Ehe die Vorstellung begann, blinzelte ich durch das Guckloch im Vorhang. Meine Augen suchten. Im ersten Rang saß er, zu dem ich hinauf mußte — über Leichen, wenn es nicht anders ging."

Maria lehnt sich fester gegen die Wand.



„Mein Herz klopfte ein paarmal auf, dann schlug es ruhig, gleichmäßig. Um meine Zukunft hatte ich zu spielen an dem Abend und — um mein Glück.“

Ein Ton von Jugend und Seligkeit singt hinein in den verschleierten, träumerischen Klang ihrer Stimme.

„Alles kam, wie es kommen mußte. Ich fiel ihm zu wie eine Blüte. Und wie eine Blüte hielt er mich, beide Hände um mich schließend, voller Glück über jedes Blättchen, das da aufbrach unter der Wärme seines Wesens. Ich wuchs und wuchs. Er schenkte mir die Seele. Damals war's, als ich zuerst die Ottegebe spielte und er mir das Wort schrieb auf sein Bild.“

Sie springt auf.

„Da —“ sie richtet den Blick geradeaus, ihre Finger spreizen sich, wie Krallen krümmen sie sich. „Da, eines Abends, in einem vornehmen Restaurant war's — da wurde mir's durch die Hinterlist einer Kollegin klargemacht, wofür mich die Welt ansah, trotz aller Zartheit und Rücksichtnahme Syburgs.“ Wie von Frost durchschauert, bückt sich Susanne nach dem Fuchspelz, legt ihn aufs neue um ihre Schultern. „Von dem Augenblick an war mir's, als hätte mich eine Schlange ins Herz gebissen und all ihren Geifer hineingespieen, daß mir das Gift durch die Adern raste wie der Saft von Tollkraut. Es verwirrte mir den Sinn, es verdunkelte mir den Blick, trat auf meine Zunge, spritzte aus meinen Worten. Auf Felix spritzte es“

Maria hebt mühsam die Lider — ein Zittern durchläuft ihre Gestalt. Sie ist ganz angespanntes Horchen.

„Klipp und klar verlangte ich von Felix, er solle den Dienst quittieren, mich heiraten, sich irgendwo im Ausland mit mir ansiedeln, in jedem Fall mich zu seiner rechtmäßigen Gattin machen. Betroffen schwieg

er, suchte nach Worten in ungekünstelter Ergriffenheit. Dann setzte er mir's auseinander, daß ich Unmögliches von ihm verlange. Er müsse unbedingt Rücksicht nehmen auf Vergangenheit, Namen und Stellung seiner Familie; es sei einfach seine Pflicht, sich nicht mit einer Unebenbürtigen zu verbinden.

Da schnellte ich auf, zischte ihm ins Gesicht: ‚Also eine Ebenbürtige gedenkst du zu heiraten?'

Er machte eine einzige Gebärde, ein Gelübde war diese Bewegung. ‚Ich schwöre dir, daß ich keine andere heiraten werde,' sagte er fest. ‚Niemals!'

Marias Lippen sind weiß geworden. Durch ihre Gedanken kreisen Worte, wie aus brennenden, glühenden Scheiten zusammengesetzt.

Susanne spricht weiter. „Etwas wie Besänftigung kam über mich. Glückliche Wochen brachen für uns an. Aber der geringfügigste Anlaß, und das Gift brannte von neuem. Ich beschloß, meinen Willen durchzusetzen um jeden Preis. Ich stichelte, ich bohrte, ich peinigte Felix. Er blieb geduldig, sanft, hatte nur verzeihende Nachsicht für mein Betragen. Jede Geselligkeit, die ihn mit Frauen hätte zusammenführen können, mied er, von Tag zu Tag verfeinerte sich sein Zartgefühl. Und ich —" voller Hohn zieht sie die Lippen von den Zähnen, „ich drohte Felix, daß ich ihn verlassen würde — verraten. Er lächelte nur. Dieses Lächeln wurde die erste Ursache zu seinem Verderben. Die Größe meiner eigenen Liebe hatte er mir dadurch beweisen wollen — ich nahm es auf als blutige Kränkung. Tag und Nacht sah ich es vor mir, dieses Lächeln, all meine Gedanken knoteten sich wie Schlangen um die Erinnerung daran. All meine Rollen preßte ich aus, um etwas zu finden, das ihn treffen konnte wie ein aus dem Hinterhalt schwirrender Giftpfeil.



Endlich leuchtete mir ein Rachegedanke auf. Die raffinierteste Komödie setzte ich ins Werk. Scheinbar — aber doch auf dem Hintergrund wahren Geschehens brach ich Felix die Treue."

Susanne ist vor dem am Boden liegenden Bild stehen geblieben. Mit der Fußspitze berührt sie die schillernden Scherben, die es umgeben. „Trotz aller aufgewendeten Schlauheit kam ein Bruch in meine Rechnung. Ich mußte das Spiel verloren geben. Nie wieder hat Felix mich sein ‚klein Gemahl' genannt, niemals wieder! Ob ich auch weinte, flehte, ob ich auf der Bühne als Ottegebe mein Herzblut fließen ließ, um den Makel von mir herunterzuwaschen. Ich hatte es verdorben mit seiner Seele; an meine Untreue zu glauben, war ihm nicht einen Augenblick in den Sinn gekommen. Aber die Hinterlist, die Falschheit, die Lüge, mit der ich ihn zu zwingen geglaubt, die stießen ihn ab, weil sie seiner Art fremd waren wie das Dunkel dem Licht. Täglich empfand ich deutlicher sein Erkalten. Da packte mich der Neid auf andere, Bessere, wie eine Drachenkralle. Die Eifersucht schlug in mir hoch wie ein Irrlicht und zeigte mir von nun an alles verzerrt, falsch. Ich fing an, seine Wege zu belauern, schlich ihm nach, suchte Geheimnisse aufzuspüren. Nichts gönnte ich ihm mehr, nicht den Verkehr mit seinen Kameraden, nicht die Freude an seinen Pferden und Hunden. Ich hab' ihm Beulen in seine Metallhelme gestoßen, ich habe Figuren, die er als Sammler schätzte, zerschmettert und zerschlagen. Mit Tinte befleckte ich seine weißen Uniformen — eine Gier, ihm Schaden und Ärger zu bereiten, war wie Tollwut über mich gekommen."

Susanne ist dicht an den Kamin getreten, den Blick auf die glühenden Scheite gerichtet. Wie eine zau-

berische Blume des Bösen, erblüht am Flammenlicht der Leidenschaft, steht sie da in ihren roten Kleidern — weich und schlaff die feinen Finger regend, die Goldkrone des gelockerten Haars über der Stirn. Ihre Pupillen ziehen sich zusammen. Jetzt trifft ihr Blick stechend Maria. Soll sie ihre grausigen Geständnisse fortsetzen? Nichts verhüllen und beschönigen? Sie zerrt an dem Stoff ihres Kleides. Ja, ja, ja! Jene schaudererregende Offenheit überkommt sie, die keine Heimlichkeit kennt, keine Scheu, keine Scham, nichts Heiliges, nichts Geweihtes.

„Da war Felix' Leibpferd, eine Fuchsstute — rassig und nervös wie eine Frau, mit großen, feurigen Augen, tänzelnd auf Fesseln zum Zusammenknicken, so spielerisch fein. Sein Herz hing an dem Tier, stets trug er Leckereien für Suleika bei sich, streichelte sie, liebkoste sie. Mich stieß die Eifersucht, der Neid —" Susannes Stimme wird heiser und rauh wie die eines Raubvogels. „Vor seinen Augen habe ich das Tier niedergeknallt — durch einen Schuß ins Ohr getötet."

Maria reckt sich auf. Ein Blick kommt aus ihren Augen, halb voller Neugier, halb voller Grauen. Zum ersten Male während des ganzen Auftritts tut sie eine Frage. „Und Felix — was tat er?"

„Er sah mich nur an mit einem raschen, kurzen Blick — einem Blick, der mich fortlöschte aus seinem Leben. Dann wandte er sich ab. Es war sein Abschied."

Langsam schleppt sich Susanne zum Fenster hinüber, wischt den Dunst von den beschlagenen Scheiben, als müsse sie nach dem düsteren Rückblick in ihre Vergangenheit auf hellere Bilder schauen, die Gewißheit suchen, daß außerhalb des dumpfen Raumes, der sie umschließt, noch Leben pulsiert, buntes, tolles Leben,

das sie erwartet, um ihr den Rausch des Vergessens zu geben.

Aber auch draußen Dumpfheit, Öde, halb undurchsichtige Nebel. Alle Blüten hat der Regen abgeschlagen. Gleich schmutzigen Tränen schluckt die Erde das Wasser ein.

In Marias Gesicht ist ein roter Schein gestiegen, sich ausbreitend bis unter das Haar — Schamröte.

Die Frau drüben hat sich jetzt auf den Sessel gekauert. Unter einem Schluchzen, das sie nicht imstande ist niederzukämpfen, wiederholt sie die Worte, deren Inhalt ihr Leben friedlos gemacht hat: „Es war sein Abschied! In grausamer Hast setzte er die Trennung ins Werk. Wie ein Hund bin ich seiner Spur nachgekrochen, habe auf meinen Knien vor seiner Tür gelegen, den Kopf gegen das Holz schlagend, die Schwelle mit meinen Tränen badend. Ich hab' ihm Szenen gemacht, rücksichtslos, ohne Scham — mitten unter den Menschen oder auch in der Kaserne. Von seinen Lippen kam nicht ein Wort der Erwiderung oder der Abwehr. Ich war fortgelöscht aus seinem Leben — fortgelöscht!"

Eine lange, schwüle Pause.

„Um nicht dem Wahnsinn zu verfallen, entschloß ich mich, einen Gastspielantrag zu unterzeichnen." Der Sessel knarrt unter ihr, so schwer lasten ihre Glieder plötzlich. „Als ich nach Halberstadt zurückkehrte, war Felix fort. Er hatte sich zur Schutztruppe versetzen lassen, nach Südwestafrika. Sollte ich ihm folgen? Ich wußte, daß er niemals wieder einen Blick, ein Wort für mich finden würde, daß nur Verachtung und Demütigungen auf mich warten konnten in seiner Nähe."

Jetzt reckt sie sich heraus aus ihrer zusammen-

gekrümmten Stellung. Sie dehnt die Arme, ihre Finger berühren die Scheiben, spielen wie in mattem Triumph über das leise klirrende Glas hin.

„Aber eines besaß ich — für alle meine Tage, für mein ganzes Leben. Ein kostbares Gut, mir geschenkt und zugesprochen unveräußerlich.“ Sie wirft den Kopf, lang fällt ihr das Haar über den Rücken. „Felix' Schwur. Auch über den Bruch hinaus behielt das Wort seine Geltung: ‚Keine andere, niemals!‘“

Maria drückt sich fester gegen die Wand. All ihre Sehnen zerren sich schmerzhaft, kaum hält sie sich noch auf den Füßen. Aber sie kann sich nicht überwinden, den Stuhl herbeizuziehen, der zwei Schritte von ihr entfernt steht. Nur noch zu Ende hören das grausige Bekenntnis, dann fort — hinaus — für immer!

Mit schärfer werdender Stimme spricht Susanne weiter: „Es gelang mir, Syburg auch drüben beobachten zu lassen. Untadelig lebte er, völlig in seinem Beruf aufgehend. Ein Jahr nach seiner Ausreise erfuhr ich, daß er den Dienst quittiert habe — er, der mit Leib und Seele Soldat gewesen! Telegramm auf Telegramm jagte ich über den Ozean. Bald kamen genauere Auskünfte. Felix hatte drüben eine Farm gekauft und fing an, auf seinem Besitz allerlei Einrichtungen zu treffen, die besonders den Eingeborenen zugute kommen sollten.“

Sie zieht sich am Fenstergriff hoch, steht mit dem Rücken ins Zimmer gewendet.

„Ein Hauch von Frieden kam in mein ausgebranntes, verödetes Inneres. Ich spürte ein leichtes Aufblitzen von neuen Interessen. Wie eine Scheintote hatte ich dahingelebt, kein Mensch in meiner Umgebung flößte mir die geringste Sympathie ein. Der Haß, den ich gegen so manchen und so manche aus meinem Lebens-

kreise hegte, wurde blasser und matter — ich glaubte keines starken Gefühls mehr fähig zu sein. Da — da —“

Wie auf brausenden Wellen treibt Maria der letzten Aufklärung entgegen.

„Eines Morgens blätterte ich in der Zeitung, gleichgültig wie immer. Unter den Familiennachrichten fiel mir eine Anzeige auf mit besonders breitem Trauerrand. Der Name des Verstorbenen sprang mir gleichsam in die Augen: Heinz Dietrich v. Syburg. Als Hinterbliebene standen neben einer Witwe drei Töchter unterzeichnet und — Felix v. Syburg. Das Zeitungsblatt knisterte in meiner Hand. Ich sah alles rot. Felix Syburg Majoratsherr — Felix Syburg verpflichtet, dem großen, ihm zufallenden Besitz einen Erben zu geben — —“

Susanne wendet sich ins Zimmer zurück.

„Habe ich es laut herausgeschrieen: ‚Keine andere — niemals!‘? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß die Worte wie Tyrannen in meinem Hirn wüteten, daß ich tagelang nicht die Kraft besaß, aufzutreten. Vielleicht konnte ein Wiedersehen mit Felix Aussöhnung und Folgenschwereres herbeiführen. Ich zog Erkundigungen ein, wandte mich an Sachverständige, an das Heroldsamt. Achselzucken, Bedauern überall. Der Besitzer eines Majorats habe bei der Eheschließung die Verpflichtung, eine Ebenbürtige heimzuführen, zumal wenn der Paragraph besonders vorgesehen sei wie im vorliegenden Falle. Daß diese Ebenbürtige zugleich eine makellose Persönlichkeit sein müsse, rein an Leib und Seele, das konnt' ich mir ohne besonderen Hinweis selber sagen.“

Maria preßt ihre Hände so fest ineinander, daß ihre Knöchel weiß werden.

„Vorerst nahm ich einen längeren Urlaub. Ich

reiste. Hierhin. Dorthin. Wie ein Paket rollte ich durch die Welt, wie herrenloses Gut. Nirgends fand ich Rast, jedem Verkehr wich ich aus, Tag und Nacht an das Entsetzliche denkend, das stündlich eintreffen konnte. Aber meine Befürchtung erfüllte sich nicht, Felix schloß keinen Ehebund, widmete nach seiner Rückkehr seine ganze Zeit und all seine Kraft der Errichtung von Arbeiterwohnstätten, von Siechen- und Krankenhäusern auf seinem Gut.

Ich begann neue Rollen zu studieren, mit einem Feuer, dessen Abglanz ihn wenigstens in gedruckten Berichten erreichen sollte, ihn, dessen ‚klein Gemahl' ich gewesen. Um meinen Lorbeerkränzen neue hinzuzufügen, ließ ich mich sogar zu einer monatelangen Gastspielreise durch Amerika überreden."

Susanne schweigt plötzlich. Im Kamin sind die Scheite zusammengesunken; kein Flackerschein fällt mehr auf die Frau, die sich hoch und gerade aufgereckt hat, einer dunklen, vernichtenden Flamme gleich, die alles, was in ihren Umkreis gerät, zu Aschenglut wandeln kann.

In Maria steigt und steigt die Qual. Wie Funken, die auf sie spritzen, empfindet sie die Worte, die aus dem Mund dort kommen, hohnvoll — in düsterem Triumphieren.

„Als ich in Bremerhaven ans Land stieg, da erfuhr ich's, was in meiner Abwesenheit geschehen war. Im ersten Augenblick empfand ich gar nichts, wie man es ja auch nicht spüren soll, wenn ein haarscharf geschliffener Dolch einem ins Herz dringt. Aber dann — ein wilder, rasender, unsinniger Schmerz packte mich. Ich habe geschrieen nächtelang — nach ihm, dem einzigen Menschen, den ich je geliebt mit allem Edlen und allem Bösen meiner Natur, mit allen Gluten — und der mir nun verloren sein sollte für immer. ‚Keine

andere. Niemals!' Ich hängte es seinem Namen an wie eine Drohung, wie eine Beschwörung, wie etwas, das er hören und vernehmen müsse über jede Entfernung hinweg. — — In einer Nacht trieb's mich plötzlich auf. Vielleicht konnte ich den Wortbruch noch hindern, Felix durch Bitten und Drohungen von seinem Entschluß abbringen. In meinem Hirn begann so etwas wie ein kleines Rad zu surren, sich immer geschwinder drehend, meine Gedanken wie ein Uhrwerk treibend: ‚Keine andere. Niemals!'"

Susanne schöpft hörbar Atem. Dumpfe, stickige Dämmerung erfüllt das Zimmer, durch die feinen Ritzen der Fenster dringt die schwere Regenluft wie von Tränen gesättigt.

„Das kleine Rad trieb mich vorwärts. Es regelte alle meine Bewegungen. Ich kleidete mich an, steckte unter meinen Mantel einen blitzenden Gegenstand, den ich ergriffen hatte, willenlos dem Ansporn des winzigen Rades gehorchend. Ich fand mich in einem Eisenbahnabteil sitzend. Bald wollte es mir scheinen, daß nicht die rollenden Eisenräder den Zug vorwärts trieben, sondern das kleine Rad hinter meiner Stirn. Das surrte unaufhörlich wie ein dumpfes Sterbelied drei Worte: ‚Keine andere. Niemals!' Von Zeit zu Zeit fühlt' ich unter meinem Mantel nach dem Revolver, mit dem ich die Suleika erschossen hatte. Und dann saß ich plötzlich nicht mehr im Abteil, ein Auto riß mich durch die Straßen von Berlin, trug mich in eine vornehme Gegend, vor ein Haus, das ich als Ziel meiner Fahrt angegeben hatte. Das kleine Rad trieb mich über ein paar Marmorstufen. Von einem Metallschildchen blitzte mir der Name ‚Syburg' entgegen. Scharf zog ich die Klingel. Man öffnete mir. Ohne weiteres wollte ich eintreten. Da stieß ich auf einen

Widerstand. Auf seinen ehemaligen Burschen, der mich gut kannte. Als trüge er noch den Panzer der Kürassiere, so wuchtig versperrte er mir den Weg. Aber das kleine Rad half mir, surrte mir einen listigen Rat zu. Unter dem Arm des Riesen schlüpft' ich durch, riß die nächste Tür auf, sie hinter mir verriegelnd, und stand vor Felix, der sich soeben bereit machte, zu seiner Hochzeit zu fahren — zu seiner Hochzeit mit — der anderen!"

Maria steht da — totenbleich. Der Atem will ihr ausbleiben, ihre Blicke starren. Sie erinnert sich an die Stunde, da sie im Brautschmuck unter dem alten Kronleuchter mit seinen erblindeten Kristalltropfen auf den Geliebten gewartet hat — voller Zuversicht, furchtlos, mutig, vertrauend.

Susanne spricht weiter.

„Er begriff sofort, noch ehe ich ein Wort hervorgerungen, noch ehe ich die Waffe entblößt hatte. In dem vollen Adel seiner Erscheinung stand er vor mir, ruhig, eiskalt, gewappnet, nicht einen Versuch zu einer Abwehr oder Verteidigung machend. Sein Blick traf mich fremd und kühl, ohne Ausdruck, als ginge er etwa durch Glas hindurch. ‚Schieß mich nieder, wie du die Suleika niedergeschossen hast!' Da sprang es hoch in mir, es redete nicht, es keuchte herauf — Worte, einem Pulverblitz gleichend. ‚Wie einen Hund, Wortbrüchiger!' schrie ich. Mit einer ganz leichten Bewegung strich er durch die Luft. ‚Mein Schwur war längst ausgelöscht — von deiner eigenen Hand. Einem geliebten Weibe hatt' ich ihn zugeschworen, keiner —'"

Susanne fällt in sich zusammen, als träfe sie der Schimpf noch in der Erinnerung wie ein Schlag. „Hätte er das nicht gesagt — das Wort. Hätte er milde zu mir gesprochen, er, der Glückliche zu einer Elenden.

Vielleicht — Nein, nein, nein! Ich will nicht lügen. Nicht in dieser Stunde. Meinen Rachedurst konnte nur Blut löschen. Das winzige Rad in meinem Hirn drehte sich schneller und schneller, trieb in einer Gedankenjagd alle Bilder der verlorenen Seligkeit an mir vorüber. Wie abrollend von hastig murmelnden Lippen vernahm ich tausend Koseworte, hörte es flüstern: ‚Mein klein Gemahl' — und wie ein Blitzstrahl fiel plötzlich ein anderes Wort, eine Beschimpfung — mir war's, als müßt' ich in einer Explosion auseinandergehen, mein Leib in Splittern und Fetzen umherfliegen, ihn verderbend und in Stücke reißend, der da so hoch aufgerichtet, so stolz und furchtlos stand, mit den Gedanken bei der Braut, der ebenbürtigen, makellosen! — — Zitternd streiften meine Augen ein Bild. Im hohen Rahmen stand es da, sich mir aufdrängend in voller Körperlichkeit, sprechend zu mir mit klugen, großen Augen, mit feinen, schmalen Lippen. Die andere! Wie bei einem Raubtier, das von ferne seine Beute erspäht hat, so reckten und dehnten sich meine Muskeln. Die Lippen mögen sich mir von den Zähnen gezerrt haben, in mein Gesicht ein Ausdruck getreten sein voll Blutgier und Mordlust. Ich tastete nach der Stelle, an der ich den Revolver fühlte. Dann sah ich Felix an — hohnvoll, triumphierend. Jetzt stand in seinen Augen nicht mehr Gleichgültigkeit und Abwehr — sie brannten, als hätte er in die Hölle geschaut, und aus seiner Brust kam ein Stöhnen, wie es ein Mensch ausstoßen mag, dem man das Herz mit einer glühenden Pfeilspitze trifft. Da wandte ich mich um, riß den Türriegel zurück — ich war draußen, flog die Treppenstufen hinunter. Das Rad in meinem Hirn fing wieder an zu surren, zu hetzen, zu treiben. Flüchtig streifte mein Blick den

Hochzeitswagen, der inzwischen vorgefahren war. Ich bestieg mein Auto. Nun galt's, den geschicktesten Detektiv auf die Fährte des Brautpaars zu setzen. Noch am nämlichen Abend hatte ich erkundet, daß Syburg seine Absicht, direkt nach Blankenfelde zu fahren, aufgegeben und in einem der Lindenhotels Wohnung genommen habe. Im Nebenhause mietete ich mich ein unter angenommenem Namen, wie eine Tigerin in ihrer Höhle lauernd, die Tatze zum Schlag gehoben. Doch immer nur allein, ohne Begleitung trat Felix aus dem Hotel. Nicht ein einziges Mal sah ich die an seiner Seite, nach deren Anblick ich doch lechzte voller Rachgier, unterm Stachel eines bis zum Wahnsinn aufgepeitschten Neides. Oh, wie er sie zu schützen, zu behüten trachtete! Endlich entschloß ich mich, nach Blankenfelde zu fahren, in der dem Gut zunächst gelegenen Stadt die Gelegenheit abzupassen. Einmal mußte das Paar schließlich das kleine Berliner Liebesnest doch verlassen. Auf ihrer Besitzung würde ich die junge Frau schon zu treffen wissen. So rechnete ich. Meine Rache sollte süß sein — auch kalt geübt. In ihrem Blut schwimmend sollte die ‚andere' vor mir liegen — — Aber ich hatte nicht gerechnet mit der unfaßbaren Vornehmheit von Felix' Natur, mit dem Adel seiner Gesinnung. Er setzte das Weib, das er liebte, auch nicht einen Augenblick der fürchterlichsten Gefahr aus. Den Riegel der Ewigkeit ließ er niederfallen, ehe auch nur mein Blick seine Gattin getroffen. Fallend deckte er sie mit seinem Leibe, starb, damit sie leben konnte — —"

Jetzt hält sich Maria nicht länger. Die Erinnerung an die Stunde, in der ihr Gatte im Feuer der eigenen Waffe hintenübergesunken ist, gibt ihr Kraft. „Mörderin!" Wie einen Schlag schleudert sie Susanne das

Wort ins Gesicht. „Und Sie haben es gewagt, sich in meine Nähe zu drängen mit lügnerischer Doppelzüngigkeit! Sie haben es gewagt, den Sohn des Toten mit Ihren Blicken, mit Ihren Liebkosungen zu beflecken —“

Susanne erschrickt an Marias Ton, an der Bewegung, mit der sie den Arm hebt. Sie hat ein Gefühl, als ob die Hand der Gerechtigkeit sich ausstrecke nach ihr, die Hand der Vergeltung. „Ich habe ihn gerettet, für ihn geblutet —“ stammelt sie zitternd, mit einer furchtsamen Verlogenheit in der Stimme.

Maria reckt sich auf. „Nur einem Impuls folgend — nach Ihrem eigenen Bekenntnis. Aber selbst wenn Sie mit vollem Bewußtsein die Tat vollbracht hätten, erbärmliche Schwäche wäre es, Ihnen zu vergeben. Nichts kann Ihre Hände rein waschen, niemals will ich Ihnen verzeihen — nie!“

Hart und kurz wendet sie sich um.

Susanne macht einen Versuch, von Abbitte und Reue zu murmeln. Die Hände ringt sie.

Da fällt die Tür ins Schloß — das Bild des Toten erbebt, das auf dem Fußboden liegt unter mattschillernden Glassplittern.

* * *

Am anderen Morgen saß Maria neben Felix im Zug, der sie forttrug aus den finsteren, schwarzen Wäldern Böhmens.

In Verstörtheit und Bestürzung war am Abend zuvor seiner Mutter Entschluß, abzureisen, von dem Knaben aufgenommen worden. Mit schäumender Heftigkeit hatte er sich gegen den plötzlichen Aufbruch gesträubt.

Jetzt waren seine Augen verweint, über seinem Gesicht lag ein Zug von Herbheit und Enttäuschung.

„Das Leben ist nicht so einfach, wie du es dir bisher vorgestellt hast, Felix. Wir können es nicht zwingen. Es zwingt uns.“ Maria saß in eine Ecke gelehnt, bleich und müde, und doch war an jeder ihrer langsamen Bewegungen etwas Erlöstes, Befreites. Ihre Augen strahlten in einem geheimnisvollen Licht.

Der Ton seiner Mutter Stimme traf den Knaben. Er blickte auf. „Es ist etwas geschehen, Mama — etwas, worüber du weinen möchtest und dich freuen zugleich!“

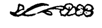
Die seltsame Ahnung, die in diesen Worten lag, rührte und ergriff Maria. Sie wollte Felix an sich ziehen.

Er schüttelte den Kopf. „Wenigstens Abschied hätten wir doch nehmen müssen von ihr. Wie wird ihr zumute sein? Was wird sie anfangen? Hundertmal hat sie es gesagt, sie könne sich kein Dasein ohne uns vorstellen.“ Mit einer heftigen Bewegung sprang er vom Sitz. Sein Blick flackerte über die rasch wechselnden Bilder draußen hin, streifte die Felder und Wälder, auf die es niedergegangen war wie eine Tränensaat, und die nun unter einer neuen Sonne funkelten. „Ich hatte mir so fest vorgenommen, ihr doch noch eines Tages die Erlaubnis zu ihrer Erlösung abzuschmeicheln. Und nun?“

Drängend klang seine Frage. Der Schmerz zuckte heraus, daß man ihm die Gelegenheit genommen hatte, seinen Vorsatz auszuführen.

Maria tat einen tiefen Atemzug. „Werde stark und mutig, Felix, ohne Falsch, treu wie Gold. Halte jedes Versprechen, das du gibst, heilig. So wirst du die Macht gewinnen, dich selber zu erlösen und — andere.“

Über dem Wort schlossen sich ihre Lippen, als habe sich ein Siegel darauf gelegt.





Schöne Frauenarme.

Von H. Giersberg.

Mit 9 Bildern. ▭▭ (Nachdruck verboten.)

Der Feder eines namhaften Physiologen entstammt das geflügelte Wort: „Die Seele einer Frau offenbart sich in den Formen und den Bewegungen ihrer Arme.“ Wenn auch die Kühnheit dieses Ausspruchs einige Einwendungen rechtfertigen mag, so wird doch jeder verständnisvolle Bewunderer weiblicher Schönheit mit uns darin übereinstimmen, daß der Liebreiz wohlgebildeter und anmutig bewegter Arme unter Umständen ebenso bezaubernd wirken kann als die Holdseligkeit eines jugendfrischen, lieblich beseelten Antlitzes. Nicht nur die Hand, die ja nach der Meinung vieler ebenso sichere Schlüsse auf Charakter und Wesensart eines Individuums gestatten soll als Auge und Mienenspiel, sondern auch der Arm reden in der Tat für den aufmerksamen Beobachter eine recht ausdrucksvolle und leicht verständliche Sprache.

Die Verschiedenheit der Formen in ihren feineren Nuancierungen ist so unendlich mannigfaltig, daß man unwillkürlich gedrängt wird, nach einem Zusammenhang der nur scheinbar zufälligen äußeren Bildung mit den Wesenseigentümlichkeiten des Individuums zu forschen. Man wird auf diesem Wege sehr bald dahin gelangen, Temperament, Gemütsart und Lebensgewohnheiten aus den Formen des Armes mit mindestens derselben Sicherheit zu erraten wie aus den Gesichtszügen.

Wen der Versuch reizt, der lasse das Bildnis einer mit nackten Armen dargestellten Person bis auf diese Arme vollständig verdecken und bemühe sich, in der Phantasie ein Bild zu konstruieren, das nach seiner Vorstellung ungefähr zu der Form jener Gliedmaßen stimmen würde. Ist er seither ein leidlich scharfblickender Beobachter gewesen, so wird er in fast allen Fällen überrascht sein von der Übereinstimmung der Wirklichkeit mit der Schöpfung seiner Einbildungskraft — wenigstens insoweit, als der seelische Ausdruck des Antlitzes in Betracht kommt.



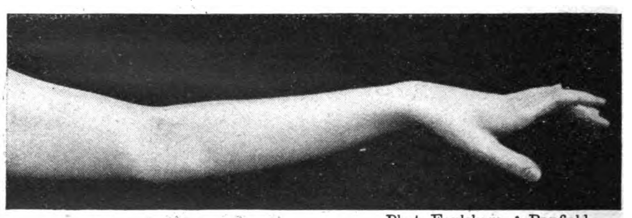
Phot. Reutlinger, Paris.

Die französische Schauspielerin Renée Desprez.

Wären sie nicht so indiskrete Verräter des Innenlebens, so würde die Schönheit weiblicher Arme ja schwerlich eine so große Rolle bei den Triumphen ihrer Trägerinnen spielen. Sie würden nicht für manche darstellende Künstlerin zu so wirkungsvollen Hilfsmitteln für den Ausdruck seelischer Vorgänge werden können. Für den männlichen Arm kann das schon deshalb nur in viel beschränkterem Maße gelten, weil infolge der stärkeren Muskelentwicklung die meisten jener

feinen Unterschiede verloren gehen, an denen sich bei dem zarteren Frauenarm gewissermaßen das Vibrieren der Nerven studieren läßt. Kraft und größere oder geringere Charakterfestigkeit mögen sich auch beim Manne aus der Bildung seiner oberen Extremitäten folgern lassen; treffende Schlüsse auf Temperament, Leidenschaftlichkeit und andere hervorstechende Charaktereigentümlichkeiten aber werden sich doch immer nur bei der Betrachtung des weiblichen Armes ziehen lassen.

Die Bedeutung schöner Arme für den günstigen



Phot. Foulsham & Banfield.

Der Arm der Tänzerin Maud Allan.

Gesamteindruck geht also weit hinaus über die Bedeutung aller anderen Körperteile — mit alleiniger Ausnahme des Antlitzes. Ein sanft gerundeter Nacken, eine wohlgeformte Büste, ein zierlicher Fuß sind sicherlich nicht zu unterschätzende Vorzüge; aber sie bleiben nahezu wirkungslos, wenn sie nicht mit einer dem Auge wohlgefälligen Bildung der Arme gepaart sind, wie im anderen Fall mancherlei offenkundige Schönheitsfehler völlig verschwinden, wenn wir die Anmut feingeformter, ausdrucksvoller Arme auf uns wirken sehen.

Kein Wunder somit, daß gar manche Künstlerin, gar manche Dame der großen Welt fast allein durch

die beredte Schönheit ihrer Arme zum Gegenstand leidenschaftlicher Bewunderung und zum beneidenswerten Objekt überschwenglicher Huldigungen geworden ist. Kein Wunder aber auch, daß sich bestimmte Normen für den Schönheitsbegriff kaum irgendwo so schwer aufstellen lassen, als wenn es sich um die Bewertung gerade dieser so überaus bedeutsamen Körperteile handelt. Hier gibt es kein sozusagen feststehendes Schema wie allenfalls für die Definition eines schönen Fußes oder einer tadellosen Büste. Die gefällige Rundung, die Feinheit des Knochenbaues, die Farbe, Weichheit und straffe Spannung der Haut mögen zwar unerläßliche Voraussetzungen von anerkannter Gemeingültigkeit sein, das eigentlich Entscheidende und Ausschlaggebende aber sind sie nicht. Wo dem Arm das nervöse Leben, der ganz individuelle seelische Ausdruck mangelt, wo er „langweilig“ wird, da kann ihm bei allem Ebenmaß der Bildung nicht der Preis vollkommener Schönheit zuerkannt werden. Als Beispiel dafür möchten wir auf unser Porträt der bekannten



Photo. Bain.

Die amerikanische Barfußtänzerin Konstanze Stewart-Richardson.

französischen Schauspielerin Renée Desprez verweisen (Seite 201), deren Arm gewiß keine der zuerst erwähnten Eigenschaften vermissen läßt, und der doch — die geschätzte Künstlerin möge es dem Schreiber



Phot. Rita Martin.

Die Schauspielerin Lilly Brayton.

verzeihen — sich an fesselndem Reiz mit keinem der auf unseren übrigen Bildern dargestellten vergleichen darf.

Da haben wir zunächst den Arm der berühmten Tänzerin Maud Allan, einer jungen Dame, die durch die bewegliche Grazie ihres ganzen Körpers, ganz besonders aber durch die erstaunliche Ausdrucksfähigkeit ihrer Hände und Arme allerorten Aufsehen erregt und

stürmische Erfolge errungen hat. Obwohl Ober- und Unterarm beinahe mager zu nennen sind, gibt sich doch noch in der starren und gezwungenen Pose der Photographie so viel Anmut und so viel warmes, nervös vibrierendes Leben kund, daß man schon nach dem Bilde begreifen muß, einen wie unwiderstehlichen



Phot. Lallie Charles.

Wanda Lotters, die schönste aller „lustigen Witwen".

Zauber dieser „sprechende" Arm in der Bewegung zu üben vermag.

Mit geringer Einschränkung läßt sich dasselbe auch von den oberen Gliedmaßen der auf unserem dritten Bilde dargestellten Barfußtänzerin Konstanze Stewart-Richardson sagen, die bisher nur in den Vereinigten Staaten aufgetreten ist. In richtiger Bewertung ihrer hervorstechendsten körperlichen Reize pflegt diese Dame gleich Isadora Duncan nur in lang fließenden oder leicht geschürzten griechischen Gewändern aufzutreten

und die Wirkung neben ihren hübsch geformten Füßen einzig der Beredsamkeit ihrer schlanken Arme zu überlassen.

Von der amerikanischen Schauspielerin Lilly Brayton sagte ein begeisterter Kritiker, daß sie mit ihren



Phot. Foulsham & Banfield.

Camilla Clifford, das Urbild des „Gibson Girl".

herrlichen Armen nicht nur sprechen und singen, sondern auch lieben, hassen und beten könne, daß man nicht ihr Gesicht, sondern nur ihre Arme anzusehen brauche, um gerührt oder aufgeregt, ergriffen oder erheitert zu werden. Das Bildnis der Künstlerin läßt vermuten, daß nicht allzuviel Übertreibung in dieser enthusiastischen Anerkennung ist, und wohl jeder Theaterbesucher wird sich auch deutscher Darstellerinnen erinnern, von deren Armen sich Ähnliches sagen ließe.

Läßt sich eine markantere Verkörperung übermütiger Grazie, prickelnder Pikanterie und triumphierenden weiblichen Siegesbewußtseins denken, als sie die schöne Miß Wanda Lotters, die meistgefeierte aller „lustigen Witwen“, auf unserem Bilde darstellt? Und doch sind es viel weniger die Züge des etwas puppenhaften Gesichtes als die reizende Bewegung und das entzückende Linienspiel der Arme, durch die dies alles zum Ausdruck kommt. Daß sich die Mehrzahl von Miß Lotters' zahllosen Bewunderern gerade in diese vielumschwärmten Arme verliebt hat, kann wirklich kaum wundernehmen.

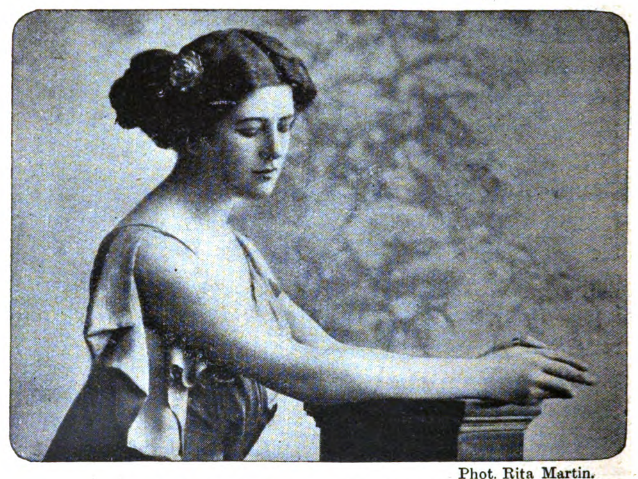


Phot. Bassano.

Die amerikanische Tänzerin Gabrielle Ray.

Einen wesentlich anderen, aber nicht minder interessanten Schönheitstypus stellen die Arme der heute an irgend einen Nabob verheirateten Miß Camilla Clifford dar, der einst die ganze goldene Jugend New Yorks zu Füßen lag. Es ist das jener ganz besondere Typus, den man nach den markanten Zeichnungen des amerikanischen Illustrators Charles Dana Gibson als den Typ des „Gibson Girl“ zu bezeichnen pflegt. Man sagt

nicht mit Unrecht, daß keine ihrer vielen Nachahmerinnen dem von Gibson aufgestellten amerikanischen Mädchenideal in Gesichtsausdruck, Haltung und Gebaren so nahe gekommen sei als Camilla Clifford. Daß man sich keine vollkommenere Übereinstimmung vorstellen kann als zwischen diesem hochmütig über-



Phot. Rita Martin.

Die Australierin Alice Crawford.

legen lächelnden Gesicht und diesen launenhaften Armen, wird jeder aufmerksame Beschauer ohne weiteres zugeben müssen.

Den „schönen Arm sans phrase“ zeigt uns die amerikanische Tänzerin Gabrielle Ray. Er ist viel weniger ausdrucksvoll als die Arme der vorstehend aufgezählten Damen, aber die geradezu klassische Bildung des Ellbogens und die Feinheit des Handansatzes machen ihn trotzdem zu einer Augenweide im eigentlichsten Sinne des Wortes. Wer ihn ansähe, ohne gleichzeitig das Gesicht der jungen Dame vor

sich zu haben, würde sich schwerlich ein anderes Antlitz dazu denken können als dies zugleich rassige und vollkommen ebenmäßige mit dem wundervollen Bau der



Phot. Rita Martin.

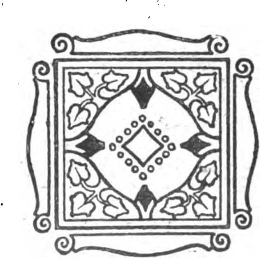
Die Herzogin von Westminster.

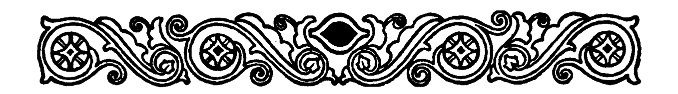
Augenhöhlen und dem bestrickenden herzförmigen Munde.

Vielleicht aber gibt es unter unseren Lesern den einen oder den anderen, der trotz dieser verführerischen Reize einer ernsten und edlen Schönheit wie der der

Australierin Alice Crawford den Preis zuerteilen würde. Auch hier ist die innere Übereinstimmung zwischen Gesichtsausdruck und Armbildung augenfällig. Zumal die Form der Oberarme ist von erlesener Vornehmheit und edelster Reinheit.

Um mit den Beweisen für die Richtigkeit unserer eingangs aufgestellten Behauptung nicht ausschließlich im Bereiche der Bretterwelt zu bleiben, bringen wir als letztes das Bild einer englischen Vollblutaristokratin, der Herzogin von Westminster, die in der Londoner Gesellschaft für die beneidenswerte Besitzerin der schönsten Arme gilt, denn nur in ihrer verschwenderischsten Gebelaune pflegt die Natur eine Tochter Evas mit so herrlichen Schultern und Armen zu beschenken, als die nach den Gesetzen der Hofetikette ausgeschnittene Gesellschaftstoilette sie hier den Blicken preisgibt. Diese Herzogin von Westminster würde allein um ihrer Arme willen ohne allen Zweifel auf jedem Theater der Welt ihr Glück gemacht haben.





Der Spaziergang der Fee Amorosa.

Von Josepha Frank.

Frühling war's, die Zeit der Maienblüten. Durch den duftenden Hain schritt Amorosa, die Fee, die Beschützerin treuer Liebenden. Ihr zur Seite schwebten zwei pausbäckige Knäblein, die Rosen auf ihren Pfad streuten, ein milder Zephir spielte mit ihren Locken und mit den Schleifen ihres lichten, wolkenschleierartigen Gewandes.

Amorosa dachte an längst vergangene Zeiten, dachte an die Minnesänger, die schönen Frauen dienten, dachte an viele, viele Liebespaare, die sie vereint, und an andere, deren Verhängnis, sich meiden zu müssen, sie nicht hatte zum Guten wenden können, dachte an viele Tränen treuer, entsagender Liebe, die sie mit den sanften Fingern verklärender Erinnerungen getrocknet.

Und lächelnd dachte sie auch der kleinen Listen, mit denen sie den Liebenden beigesprungen: hier eine Bank unter herabhängenden Zweigen, die das kosende Pärchen glücklich dem Auge des vorübergehenden gestrengen Vaters verbarg, dort das Schlagen der Nachtigall, die mit ihrem tiefstgefühlten Triller einsetzte, wenn es galt, das gar zu laute Geräusch eines Kusses zu übertönen. —

Aber was war denn das heute? Nichts rührte sich im Hain, all die reizenden, zu heimlichem Liebesgeplauder einladenden Plätzchen waren unbesucht, kein in seliger Umarmung sich umschlungen haltendes

Paar kam ihr entgegen, nichts — weit und breit — nichts! — War sie darum nach vielen Jahren wieder von ihrem Wolkenthron herabgestiegen, um zu entdecken, daß sie überflüssig geworden, daß die Menschen anders oder — o Entsetzen! — gar nicht mehr liebten?

Da sandte sie ihre rosenstreuenden Genien aus, um den Hain genau zu durchsuchen. Doch betrübt kehrten sie nach einer Weile mit hängenden Flügelein zurück.

„Habt ihr nichts gefunden?" fragte Amorosa stockenden Herzens.

„Ich erblickte ein Wesen," antwortete der erste Genius, „das ich zuerst für einen Jüngling hielt. Unter einem langen, bis zur Erde reichenden Überrock sahen ein Paar Füße hervor, die in starken Lederstiefeln steckten, doch an den schönen goldenen Zöpfen, auf denen eine kecke Studentenmütze saß, erkannte ich, daß es eine Jungfrau war. Sie schob mich unwillig zur Seite und erklärte mir, sie hätte keine Zeit, überflüssige Fragen zu beantworten, sie sei auf dem Wege zu ihrer Ernennung zum Doktor."

„Und ich," fuhr der zweite fort, „belauschte das Gespräch zweier junger Männer über das Heiraten. ‚Oh —' meinte der eine, der schon eine hübsche Stelle mit einem schönen Einkommen besaß, ‚ich werde doch kein solcher Narr sein, mir die Sorge für eine anspruchsvolle Frau und Familie aufzuladen, wo ich meine freie Zeit auf das angenehmste im Kreise meiner verheirateten Freunde und ihrer liebenswürdigen Gattinnen zubringen kann, so daß ich ein eigenes Heim gar nicht vermisse.' — ‚Und ich,' sagte der zweite, ein hübscher Leutnant, ‚würde es in deiner glücklichen Lage ebenso machen, nur muß ich meiner Schulden und meiner geringen Gage wegen Umschau nach einer reichen Braut halten. Wie sie ist, kommt nicht in Be-

tracht, nur wie viel sie hat.' Das waren die Gespräche, die ich belauschte."

Amorosa rang zuerst ganz verzweifelt die Hände, dann aber faßte sie sich schnell und schalt: „Ihr seid dumme Jungen — es muß doch noch andere Leute geben! Kommt mit, jetzt werde ich selber suchen."

Und sie setzte ihren Weg über duftende Blumen und nickende Gräser fort.

Es dauerte auch gar nicht lange, da sah sie auf einer Bank unter einer Trauerweide einen Mann sitzen, der in die trübsten Gedanken versunken schien.

„Endlich!" triumphierte die Fee. „Ein unglücklich Liebender! Man sieht es ihm auf hundert Schritte an. Schnell — ich muß ihn trösten! — Was hast du, Armer — sprich?" fragte sie, teilnehmend vor ihm stehen bleibend.

„Ach, ich bin so unglücklich!" jammerte der Mensch. „Mir kann niemand helfen! Ich suche eine Frau und finde keine, die mir ganz genügt!"

„Es scheint, ich bin zur richtigen Stunde gekommen!" rief hocherfreut Amorosa und warf ihren beiden jungen Gefährten triumphierende Blicke zu. „Wisse, ich bin eine mächtige Fee, die alle deine Wünsche erfüllen kann. Sage mir also, wie deine Auserwählte beschaffen sein soll, und ich zaubere sie dir sofort zur Stelle."

„Ach," seufzte der Mann, „liebenswürdige Fee, du beschämst mich durch deine Güte. Aber ich kann dir nicht sagen, welche Eigenschaften meine Zukünftige besitzen muß, um mich zu beglücken — das wirst du, Mächtige, viel besser wissen."

„Gut," lächelte Amorosa, „ich weiß es auch, und du sollst mit mir zufrieden sein."

Und es dauerte keine Minute, da stand vor dem Manne ein entzückendes Wesen voll berückender Schönheit und Grazie und sah ihn mit Blicken innigster Liebe an.

Der Mann sprang hingerissen von seiner Bank auf, nahm die schöne Erscheinung in seine Arme und rief der Fee Worte des innigsten Dankes zu.

Diese aber wußte, was ihres Amtes war und verschwand.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wieder war's Mai, und wieder blühte die Welt.

Da beschloß Amorosa, nach dem Glück ihrer beiden Schützlinge zu sehen. Doch wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie den Mann abermals unter der Trauerweide antraf, ein Bild des Jammers.

„Ich ahnte, daß ich dich hier wiedersehen würde, du Gütige," rief er ihr entgegen, „und ich bin gekommen, um dein Mitleid wachzurufen. Das Weib, das du mir gegeben, ist ja schön, aber ich kann mit ihr nicht leben, meine Seele dürstet, während ihre Schönheit mich zu einem unwürdigen Sklaven macht und ich stundenlang ihr ödes Geplapper anhören muß. O bitte, nimm sie zurück und gib mir eine andere, und wenn sie auch nicht so schön ist, nur Geist muß sie haben, Geist, der, meinem Geiste ebenbürtig, mich versteht."

Die Fee war höchlichst erstaunt. So etwas war ihr in ihrer Praxis noch niemals vorgekommen. Doch weit und breit war niemand zu sehen, dem sie hätte ihre Hilfe angedeihen lassen können, und das spöttische Lächeln ihrer beiden blumenstreuenden Begleiter ärgerte sie. Sie ließ sich also nichts anmerken und sagte ruhig: „Gut, du sollst deinen Willen haben! Ich nehme die hübsche Kleine wieder mit, und der Ersatz wird gleich da sein."

Und richtig dauerte es gar nicht lange, da näherte sich dem Manne eine überschlanke, elegante Erscheinung mit großen, leuchtenden Augen und scharf markiertem Profil. Sie setzte sich zu ihm auf die Bank und zerrte

sogleich die schwierigsten Probleme der Wissenschaft ans Tageslicht. Der Mann antwortete in der angeregtesten Weise, und die beiden Köpfe rauchten bald förmlich vor Geist.

Die Fee aber kehrte mit der leise weinenden ersten Gattin ins Feenreich zurück. —

Kaum war der nächste Frühling erschienen, da konnte Amorosa ihre Neugierde nicht länger bezähmen. Sie stieg zur Erde herab.

Doch wie sie in den Hain kam, da saß der Mann abermals auf der Bank, sah elender aus als je, rang verzweiflungsvoll die Hände und rief ihr schon von weitem entgegen: „Ach, gütige Fee, nimm nur die Zweite auch wieder mit! Ich weiß nicht, ob noch etwas von mir übrig ist oder ob ich, schon entkörpert, meinen vorwitzigen Geist mit der Weltseele vereinigt habe. Ich sehe ein, daß ich zu anspruchsvoll gewesen bin und sehne mich vor allem nach einem stillen, friedlichen Glück neben einer einfachen Gattin, die, nicht schön, nicht häßlich, neben mir wandelt, mein Haus in Ordnung hält und durch weise Sparsamkeit gutmacht, was die Mißwirtschaft der beiden anderen verschuldet hat. Ich komme sonst nicht nur geistig, sondern auch leiblich an den Bettelstab."

Die gute Fee ließ sich auch diesmal erweichen. Sie nahm die gelehrte Zweite wieder mit und ließ den Mann an der Seite eines netten, klug blickenden, schweigsamen Wesens zurück, das sogleich Zwirn, Nadel und Fingerhut hervorsuchte, um die fehlenden Knöpfe an seiner Weste anzunähen. —

Als nun der Frühling aufs neue ins Land zog, plagte Amorosa die Neugierde, ob dieser dritte Versuch nun endlich gut ausgefallen sei. Es schien so, denn der Mann saß zwar auch diesmal auf der Bank, aber er

machte eine zufriedenere Miene, sah wohlgenährt aus, hatte schöne frische Wäsche, reine Kleider, geputzte Stiefel, Bart, Haar und Fingernägel waren sorgfältig gepflegt, kurz man sah, daß er sich unter dem sanften Joch einer ordnungsliebenden Gefährtin ganz wohl befand.

„Ach, es ist wahr," sprach er die Fee an, „du Allergütigste, ich muß dir dankbar sein, es ist mir noch nie so gut gegangen wie jetzt. Und dennoch —"

„Also hast du noch immer Wünsche?" unterbrach ihn Amorosa in etwas gereizterem Ton als gewöhnlich.

„Mächtige Fee," begann der Mann etwas kleinlaut, „ich denke mir, du kannst so viel, daß du mir vielleicht den einen großen Wunsch, den ich noch auf dem Herzen habe, auch erfüllen wirst. — Das erste Weib, das du mir gabst, war wunderbar schön, das zweite außerordentlich geistreich, das dritte ist zwar voll häuslicher Tugenden, aber gar nicht hübsch und so uninteressant, daß ich mich an ihrer Seite noch zu Tode langweilen werde. Meiner Wünsche höchstes Ziel ist nun dieses: daß du durch deine Zauberkünste aus diesen dreien die Eine machst, die ich dann als meine würdige Gattin bis an mein Lebensende lieben werde!"

„Was ficht dich an, Vermessener!" zürnte Amorosa. „Nie habe ich Ähnliches gewagt!"

Aber der Mann bat so lange, bis sie sich erweichen ließ. „Ich will's versuchen. Doch so schnell geht es nicht," sagte die Fee. „Ich werde dir morgen das Resultat meiner Mühe zusenden. Aber das sage ich dir: dann wird nicht mehr Heirat auf Probe gespielt, sondern mit der neuen mußt du dich auf ewig vermählen."

Der Mann versprach es mit vergnügtem Lächeln, denn nun war er seiner Sache sicher.

Und richtig, als kaum der Morgen graute, läutete es an seiner Wohnungstür. Einer der beiden Engel

stand davor, schob eine verschleierte Gestalt über die Schwelle und entfernte sich eiligst.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als die Fee nach einem Jahre wieder kam, da saß auf der Bank ein völlig gebrochener Mensch.

„Nun — nun," lächelte ihm Amorosa begütigend zu, „bist du denn noch immer nicht zufrieden? Ich habe doch deinen Wunsch erfüllt, habe aus den dreien eine gemacht —"

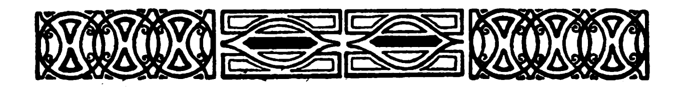
„Ja, aber wie!" schrie der Mann auf. „Du hast dich bei der Mischung schmählich vergriffen! Weißt du, wie das Wesen beschaffen war, das du mir sandtest? — Von der Schönen hatte es die Dummheit und das Plappermaul, von der Gescheiten die große Nase, die Glotzaugen und die Magerkeit, von der Häuslichen den Geiz und den Reinlichkeitswahnsinn, und was das Ärgste ist: das Alter von allen dreien zusammengenommen."

„O weh," sagte Amorosa verlegen, „an diese Möglichkeit hatte ich nicht gedacht — das ist freilich fatal. Aber sei guten Mutes, ich entbinde dich deines Versprechens, gib sie her, ich nehme sie wieder mit."

Da seufzte der Mann herzbrechend. „O — mächtige Fee, das ist unmöglich, denn ich habe sie leider, entgegen deiner Weisung, nicht geheiratet, sondern nur als Wirtschafterin genommen, und sie hat geschworen, ewig bei mir zu bleiben und es mit dem Teufel selber aufzunehmen, wenn er sie wegbringen will. An der scheitern alle deine Zauberkünste. Darum verlaß mich, holde Fee — mir ist nicht zu helfen!"

„Das scheint mir selbst so," entgegnete Amorosa, und lächelnd schwebte sie mit ihren beiden Begleitern gen Himmel.





Im Torfmoor.

Von Klaus Schulte.

Mit 5 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Vor kurzem hielt Kaiser Wilhelm II. in einer Sitzung des Deutschen Landwirtschaftsrats einen Vortrag über die Moorkulturen auf seinem Gute Kadinen. Er schloß mit dem Hinweis darauf, daß die Arbeiten, abgesehen von ihrem materiellen Wert, auch große moralische Bedeutung erlangt haben dadurch, daß sie in weiteren Kreisen zur Kulturarbeit anregten.

Einen bedeutsamen Aufschwung hat bereits die Kultur des Torfbodens bei uns auch in solchen Gegenden genommen, die vor Jahrzehnten noch völlig unbewohnt waren. Aber anderseits sind, namentlich im nordwestdeutschen Tiefland, weite Strecken unseres vaterländischen Bodens wegen ihres moorigen Charakters noch immer einer ergiebigen Bewirtschaftung entzogen; ja selbst da, wo das Vorhandensein einer festeren Torfschicht das Graben auf Torf als Brennmaterial lohnend machen könnte, verharren vielerorts die genügsamen Anwohner zäh bei der sehr primitiven Moorbodenkultur, dem „Moorbrennen“, wie es namentlich in den moorigen Niederungen an Ems und Weser heimisch ist und unser erstes Bild nach einer photographischen Aufnahme es veranschaulicht.

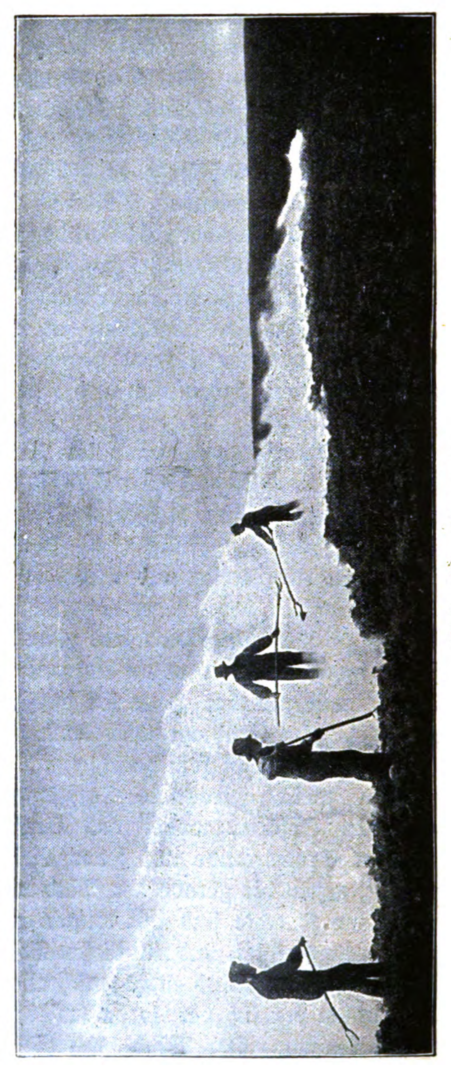
Das alte Verfahren hat allein den Anbau der altheimischen Moorfrucht, des Buchweizens, zum Zweck, der den Bauern ihre Lieblingsspeise, die „Klütjen“, wie auch ein schmackhaftes Backmehl liefert. Dies an-

spruchslose Getreide, auch Heidekorn oder Heidegrütze genannt, wird mit seinen dreikantigen, glänzend braunen Nüßchen, die den Bucheckern so ähnlich sehen, im August erntereif. Das Grünfutter hat frisch und als Heu hohen Wert und wird vom Vieh gern gefressen; auch das Stroh ist geschätzt. In der meist den Juli überdauernden Blütezeit bieten die wohlriechenden, rötlichweißen Dolden den Bienen der Heide reiche Nahrung. So erklärt sich sehr natürlich die Vorliebe der norddeutschen Moorbauern für ihren „Bokweit“ und ihre Anhänglichkeit an die altüberlieferte Bestellung des zur Ansaat geeigneten Moorbodens, dessen Substanz bekanntlich aus vertorfter Heidevegetation besteht.

Das Moorbrennen wird im Frühjahr nach den ersten warmen Tagen bei möglichst trockenem Wetter vorgenommen. Im Herbst vorher werden die zum Anbau bestimmten Flächen in Gevierten von etwa sechzig Schritt Breite und mehreren hundert Schritt Länge abgeteilt, deren jedes von einem, jetzt drei Meter breiten Graben umzogen wird. Der Boden wird auch schon im Herbst von allem Unkraut und Wurzelwerk befreit und mit der Hacke in großen Schollen aufgelockert. Im Frühjahr wird dann die ausgetrocknete Torfmoorerde recht fein zerschlagen. Zum Anzünden werden meist getrocknete Torfziegel benützt, auch glühende Kohlen, wobei das Verfahren von dem inneren Grabenrande auf jener Seite den Ausgang nimmt, gegen die gerade der Wind weht. Der Bauer und seine Knechte sind mit langen zweizinkigen Heugabeln ausgerüstet, und mit diesen Gabeln schieben und werfen sie, dem Wind entgegenschreitend, die brennenden Stücke vor sich her, so daß wieder andere Stellen Feuer fangen. Der Wind bläst die Flammen zurück



und drückt sich in die aufgelockerte Erde, so daß deren vegetabilische Substanzen zu Asche verbrennen. Daher rückt der einen bläulichen Rauch aufwirbelnde schwelende Brand nur sehr langsam vorwärts. Doch wird bei günstigem Wetter ein Acker in einem Tage hinlänglich durchgebrannt, und man sät dann am Abend den Buchweizen sofort in die heiße, noch glühende Asche. Die Schalen der Körner müssen in der Glut knistern. Zugedeckt braucht der Same nicht zu werden; das überläßt man



Beim Moorbrennen.

dem unausbleiblichen Regen. Bei der Schürarbeit sind die Bauern durch ihre großen Holzschuhe vor Brandwunden geschützt.

Der starke brenzlige Geruch, den der Moorbrand erzeugt, wird in der Umgegend bis in weite Ferne verspürt; ja, da in jenen Gegenden an der Ems und unteren Weser wochenlang mehrere tausend solcher Äcker Tag für Tag in Brand stehen, so bilden sich in jener Zeit von der Zuidersee bis zur Elbe dichte Rauchwolken, der sogenannte „Höhenrauch“, der bei andauerndem Nordwestwind von diesem bis weit ins Innere von Deutschland getragen wird. „Ganz Deutschland riecht's, wenn unsre Moore rauchen,“ hat ein norddeutscher Dichter nach der wissenschaftlichen Feststellung dieser Tatsache vor ungefähr einem halben Jahrhundert gesungen.

Das Moorbrennen hatte aber auch recht oft noch unangenehmere Wirkungen in der nächsten Nähe. Manches Brandunglück entstand, weil das Feuer über den zu schmal geratenen Schutzgraben griff, für dessen Anlage inzwischen strengere Gesetze erlassen sind.

Auch aus anderen Gründen hat man sich bemüht, die Moorbauern von ihrer Vorliebe für das Moorbrennen abzubringen. Schon die Empfindlichkeit des heranwachsenden Buchweizens für Nachtfröste und die Folgen einer Mißernte beim ausschließlichen Anbau einer einzigen Frucht in so entlegenen Gegenden machten den Anbau von Roggen, Kartoffeln und anderen Feldfrüchten neben dem Buchweizen rätlich. Von seiten des „Deutschen Vereins für Kultivierung der Moore“, der 1877 in Bremen seinen Sitz nahm, wurde bald nach dem Aufschwung der deutschen Kaliindustrie dahin zu wirken gesucht, durch mineralische Düngung des Torfmoorbodens einen Ersatz für die in

dieser Hinsicht unleugbar sehr günstige Wirkung des „Moorbrennens“ den Moorbauern zu vermitteln. Doch sind diese Bemühungen zum Teil an der zähen Anhänglichkeit der letzteren für den Brauch der Väter gescheitert.

Der eigentliche moderne Aufschwung der Moor-



Torfstich im Moor.

bodenkultur hat aber an ein anderes älteres Verfahren angeknüpft, das gleichzeitig mit der Verwertung der oberen Humusschicht für Ackerbau und Viehzucht die Hebung des Torfstichs und des Handels mit den Torfprodukten, den „Torfziegeln“ und so weiter, sowie dem Torfteer, aus dem Leucht- und Schmieröle und Paraffin gewonnen werden, anstrebte.

Dieses Verfahren stammt aus dem nördlichen Hol-

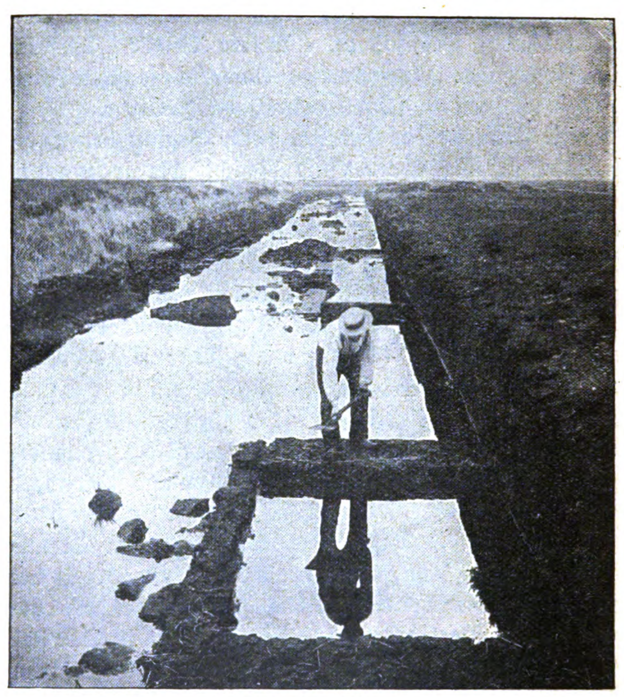
land, wo es schon im siebzehnten Jahrhundert zur Ausnützung und Urbarmachung der großen Torfsümpfe im Südosten von Gröningen erfolgreich angewandt wurde. Nicht viel später entstand die erste deutsche Torfstichkolonie Papenberg in der Nähe der Ems nach dem holländischen Fehnsystem. Unsere Bilder „Torfstich im Moor“ und „Ausgetorftes Moor“ veranschaulichen das Verfahren in seinen primitiven Formen.

Die Aufgabe der Arbeiter beim Beginn des Torfstechens ist, die obere Humusschicht, die sogenannte „Bunkerde“, für die spätere landwirtschaftliche Verwendung zu sichern. Sie wird ausgehoben und beiseite gelegt. Dann gilt es, die Torfschicht zur Ziegelpressung und dergleichen abzugraben. Sie findet sich in sehr verschiedener Stärke, bis zu drei Meter Dicke, vor. Darunter ist vielfach vortrefflicher Ackerboden, oft aber auch eine Schicht Sand, die mit der Bunkerde gemischt werden kann; diesen Untergrund für den Ackerbau freizulegen, ist der Hauptzweck der holländischen „Fehnkultur“. Sie war in Holland besonders leicht durchzuführen, weil das ohnehin vorhandene Kanalnetz für die Abfuhr des ausgegrabenen Brennmaterials nach den größeren Städten fast überall bei der Anlage der Moorkanäle bequeme Gelegenheit darbot. Solche Verkehrswege mußten bei uns in Deutschland in den meisten Fällen für die Fehnkultur größeren Stils erst geschaffen werden. Wo sich ausgedehnte Torfmassen zur Herstellung von Brennziegeln darboten, gelangte man durch Anlage tiefer Kanäle mit Seitenkanälen im Moor zu dessen Entwässerung und diese Kanäle fanden ihren Ausfluß in einer Wasserstraße zur Weiterbeförderung der Ware bis nach der nächsten Umsatzstation.

Der Torfstich ist Sommerarbeit. Warme Witterung



ist dafür wichtig. Wo man ihn im freien Moor betreibt, da schlafen die Arbeiter in Holzhütten neben dem Arbeitsplatz, um ja die Zeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend gut auszunützen. Riesige Holz-



Ausgetorftes Moor.

schuhe, „Holschen" genannt, schützen den Mann vor dem Einsinken in den weichen Moorgrund, wenn er die Bunkerde ausgräbt und mit der krummen Klinge und dem spitzen Grabscheit den Torf in länglichen Vierecken ausschneidet und heraufholt. Zwei müssen sich immer in die Hände arbeiten; auf unserem Bilde

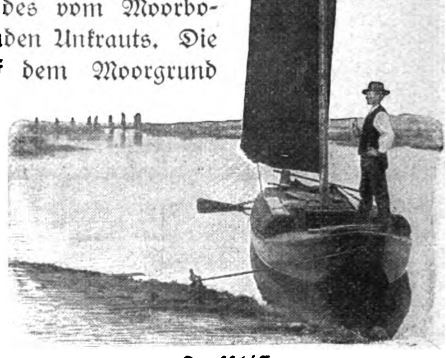
tut es ein Ehepaar. Die Frau trägt die ausgehobenen Stücke auf den bereitstehenden Schubkarren. Hat dieser die vorgeschriebene Ladung, so fährt sie ihn auf den Trockenplatz.

Das gute Austrocknen der Stücke ist für die Güte des Torfs als Brennmaterial Voraussetzung. Während die Frau Ladung für Ladung auseinanderbreitet und die Stücke später wiederholt umwendet, gräbt der Mann weiter. Abends werden die Stücke in „Ringel", kleinere runde Haufen, zusammengesetzt, und endlich (bei gutem Wetter etwa drei Wochen nach dem Graben) wird der ganze Vorrat in großen Stapeln bis zum Verschiffen aufeinandergetürmt. Mehr wie zwölfhundert bis fünfzehnhundert Stich Torf, sagt G. Steinike, dem wir die photographischen Aufnahmen für unsere Bilder verdanken, kann auch der fleißigste Arbeiter an einem Tage nicht graben. Das Tausend wird mit ungefähr zehn Mark nach der Fertigstellung bezahlt.

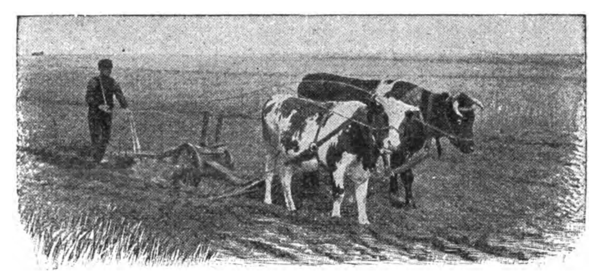
Ist eine genügend lange Strecke „ausgetorft", so wird sie drainiert und das Wasser nach dem nächsten Kanale abgeleitet. Auf den trockenen Boden wirft man die vorher beiseite gelegte Bunkerde, mischt sie, je nach der beabsichtigten Kultur, mit dem etwa vorhandenen Sand und mengt gründlich Dünger hinzu, wofür sich Seeschlick besonders bewährt hat. Jetzt gibt es längst vorzügliche Maschinen, die auch für die Torfgewinnung die anstrengende Menschenarbeit verrichten, sogar kleine Dampfer, die in das Moor hineinfahren, mittels Apparaten die ausgehobene Masse gleich zu Torfziegeln pressen und den zu eröffnenden Kanal in entsprechender Tiefe und Breite im langsamen Durchfahren herstellen.

Schon vor Gründung der Moorversuchsstation in

Bremen hat in der Altmark der Amtmann Rimpau die sogenannte „Dammkultur“ erfunden, die ohne vorheriges Torfabgraben gestattet, das Moor in fruchtbaren Ackerboden zu verwandeln. Er zog durch das Moor ein Netz von Dämmen mit Entwässerungsgräben zur Seite, wobei natürlich auch ein Hauptabfluß in Betracht kam. Diese Dämme werden nach seiner Methode mit Sand bedeckt, und darauf kommt Kompost als Dung. Während hierdurch die Sandschicht reichlich mit Nährstoffen für das Getreide versehen wird, erstickt diese gleichzeitig das Wachstum des vom Moorboden herstammenden Unkrauts. Die Sandschicht auf dem Moorgrund bleibt auch hinreichend feucht, um nicht verweht zu werden, und schützt die Kultur vor der besonders im Frühjahr so gefährlichen Erkaltung, so daß ein Erfrieren der Pflanzen nicht mehr vorkommt. Durch diese Verbesserung, sagt ein bewährter Fachmann, wird das Brennen entbehrlich; dann können auch die Kalisalze so gut wie jeder andere Dünger wirksam werden, und daher erklärt es sich auch, daß bei Anwendung gutgemischten Kompostes schon erstaunliche Erträge gewonnen werden konnten.


Torfschiff.

Unser untenstehendes Bild deutet die landwirtschaftliche Blüte an, zu der unter dem Segen dieser Errungenschaften der Neuzeit ein Teil der früher ärmlichsten Landgebiete unseres Vaterlandes gelangt ist. Diese Kultur geht im allgemeinen auch schonend mit den landschaftlichen Schönheiten dieser Einöden um, auf welche die moderne Heimatkunst in Malerei und Poesie eine liebevolle Aufmerksamkeit gelenkt hat. Ja, sie hat sie gerade entwickelt. Aus der Malerkolonie in Worpswede bei Bremen zum Beispiel ist gar manches Bild zur Ausstellung gelangt, das



Beim Pflügen.

seinen besonderen malerischen Reiz der Kanalisation jenes Heidetorfmoors verdankt, in dessen stillen Wassern sich die lichten Birken und dunklen Kiefern der Sumpfumgebung im klaren Sonnenlicht so wunderbar spiegeln.

Zu gedenken ist hier auch der beträchtlichen Staatshilfe, die in verschiedenen norddeutschen Gegenden die Schaffung ganzer Moorkulturkolonien erst möglich gemacht hat. Soll eine große Moorfläche kultiviert werden, dann müssen zuerst auf Staatskosten die Schiffahrts- und Entwässerungskanäle angelegt werden; auf den je zehn Hektar großen einzelnen Parzellen sind Haus und Wirtschaftsgebäude zu errichten; die Kosten

der ersten Urbarmachung vor dem Verpachten übernimmt gleichfalls der Staat. In einem Bericht über eine so entstandene Moorkolonie ist zu lesen: „Freundliche Häuser, von dem typischen Moorbaum, den Birken, umgeben, liegen an beiden Seiten der schönen Chaussee. Vor jedem ein Torfstich, der den Bewohnern Brennmaterial liefert und während der sonst arbeitslosen Zeiten eine einträgliche Beschäftigung gewährt. Die Felder und Wiesen könnten aus der fruchtbarsten Marscherde sein, so üppig grünt und blüht alles. Hier wachsen Korn, Gemüse und Kartoffeln, auch prächtige Obstbäume und andere Nutzpflanzen gedeihen in den Gärten. Die Milch ist sehr gut. Mit Stolz zeigt der Moorkolonist jetzt seinen Viehstall; schönere Kühe findet man nicht leicht.“

Große Ortschaften sind durch diese Art der Kolonisation allmählich herangewachsen, und es werden immer neue heranwachsen, wenn die eingangs erwähnte kaiserliche Anregung genügende Beachtung findet.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Bedeutsame Träume. — „Träume sind Schäume," sagt man und im allgemeinen mit vollem Recht. Die Traumdeutung ist längst bei den Gebildeten in Mißkredit gekommen, wenn sie auch in den niederen Volksschichten noch immer gläubige Anhänger hat. Trotzdem aber ist es unwiderleglich festgestellt, daß es auch in unseren Tagen noch ebensogut bedeutsame Träume gibt wie in den Tagen des Pharao und Joseph oder des Cyrus und Astyages.

In New York wurde vor gar nicht langer Zeit ein Verbrechen dadurch verhütet, daß einem solchen bedeutsamen Traume Beachtung geschenkt wurde. Eine Dame träumte mehrmals hintereinander, daß eine bejahrte Verwandte von einem Neger erdolcht worden wäre, der als Diener in ihrem Hause lebte. Der Traum machte solchen Eindruck auf die Dame, daß sie nicht eher Ruhe hatte, als bis die alte Verwandte einwilligte, ihren Bruder, der sich dazu bereit erklärte, einige Nächte im Nebenzimmer wachen zu lassen. Der Neger wußte wohl von dem Besucher, aber nicht von seiner Absicht zu wachen.

Kurz nach Mitternacht vernahm der Lauscher vorsichtige Fußtritte auf der Treppe. Er riß die Tür auf und stieß mit dem schwarzen Diener zusammen, der einen Kasten voll Kohlen trug. Der Mensch bekam einen heftigen Schreck, und auf die Frage, was er denn mitten in der Nacht mit den Kohlen vorhabe, erwiderte er verlegen, die Nacht sei so kühl, da habe er bei seiner Herrin einheizen wollen. Diese Erklärung klang gar zu sehr nach einer leeren Ausflucht, zumal man sich in der heißen Jahreszeit befand. Als dann gar bei näherer Untersuchung zwischen den Kohlen ein scharfgeschliffenes Messer gefunden wurde, über dessen Bestimmung er nichts zu sagen wußte,

da stellte man den Schwarzen unter Anklage. Er leugnete hartnäckig, und den Traum der Nichte wollten die Richter für keine Überführung anerkennen. So wurde der Mann aus Mangel an Beweisen losgelassen. Selbstverständlich aber verlor er seine Stellung. —

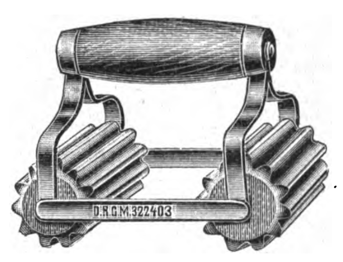
In einer ganzen Reihe von beglaubigten Fällen sind Verbrechen aufgeklärt und die Schuldigen zur Bestrafung gebracht worden durch Träume. Um nur einen Fall herauszugreifen: Ein Tourist namens Hickey traf auf einer Fußtour durch eine englische Gebirgslandschaft mit einem anderen Wanderer zusammen, einem gewissen Caulfield, und beide kehrten in dem Gasthause zu Portland unweit Waterford ein. Der Gastwirt, sein Name war Adam Rogers, erschrak sehr, als er die beiden eintreten sah. „Frau," sagte er leise, „präge dir ganz genau Gesicht und Kleidung dieser beiden Männer ein. Es ist mir im Traum kundgetan worden, der große wird den kleinen oben auf unserem Berge bei dem großen Stein unter der Tanne umbringen." Er hatte in der Tat im Traume gesehen, wie der große, kräftige Wandersmann den schmächtigen Gefährten von hinterrücks niederschlug.

So überzeugt war Rogers von der Zuverlässigkeit seines Traumes, daß er, als die beiden Gäste aufbrechen wollten, um gemeinsam ihre Wanderung fortzusetzen, den kleineren unter einem Vorwande ein wenig zurückhielt und ihn beschwor, nicht mit dem anderen zusammen zu reisen; es drohe ihm von dessen Seite eine schwere Gefahr. Der Tourist aber lachte ihn aus und erklärte, er sei nicht abergläubisch. Gemütlich scherzend machten sich die beiden auf den Weg.

Es war für Rogers keine Überraschung, als es am folgenden Morgen hieß, über Nacht habe auf der einsamsten Stelle des Berges — oben am großen Stein neben der Tanne — ein Mord stattgefunden, und daß er beim ersten Blick auf das arme Opfer den unglücklichen Hickey in ihm erkannte. Er erzählte seinen Traum und gab eine genaue Beschreibung von dem mutmaßlichen Mörder. Daraufhin wurde dieser in der Umgegend festgenommen und gestand nicht lange nachher die Tat ein. C. D.

Der neue Handwaschapparat „Huschka". — Große Wäsche im Hause erfordert viel Arbeit, aber auch die sogenannte kleine Wäsche, täglich oder wöchentlich wiederkehrend, kostet Zeit und Mühe. Für die große Wäsche gibt es nun eine sehr große Anzahl guter und brauchbarer Hilfsmaschinen, so daß hier die praktische Hausfrau leicht Abhilfe schaffen und die Arbeitszeit auf die Hälfte reduzieren kann; für die kleine Wäsche dagegen fehlt ein Apparat, der die Arbeit erleichtert und beträchtlich an Zeit gewinnen läßt.

Ein glücklicher Gedanke hat hier einen neuen Apparat entstehen lassen, der in der kleinen Wäsche eine förmliche Umwälzung vollziehen wird. Es sind nicht mehr die Hände, die die Wäsche waschen und durch das fortwährende Drücken und Reiben wundgescheuert werden, sondern zwei kleine Hartholzwalzen, die, durch ein gutgearbeitetes, verzinktes Eisenblechgestell festgehalten, so durch einen Handgriff betätigt werden, daß durch Hin- und Herbewegen, durch Auf- und Abwärtsrollen die Wäsche genau so bearbeitet wird wie mit den Händen. Da gleichzeitig zwei Rollen diese Waschtätigkeit ausüben, so wird die Arbeit auch viel schneller beendigt und dadurch an Zeit gespart. Der kleine Handwaschapparat wird „Huschka" genannt, ist gesetzlich geschützt und in allen Geschäften der Wirtschaftsartikelbranche für billigsten Preis erhältlich. P. R.



Der neue Handwaschapparat „Huschka".

Poesie auf Kassenscheinen. — Die Kasse der Niedersächsischen Bank in Bückeburg hat im Jahre 1856 Banknoten im Betrage von je zehn Talern ausgegeben, die eine ganz besondere Merkwürdigkeit zeigen. Es hat nämlich einer der Beamten den Einfall gehabt, die einzelnen Kassenscheine so zur Kontrolle zu bezeichnen, daß darauf Verse aus Volksliedern, bekannten Gedichten und deutschen Sprichwörtern

derartig Wort für Wort eingedruckt sind, daß eine gewisse Serie den ganzen Satz bildet. So trug die Reihe von Nummer 323,300 bis 323,307 folgende Worte:

323,300 = Ich
323,301 = hab'
323,302 = mein'
323,303 = Sach'
323,304 = auf
323,305 = Nichts
323,306 = gestellt.
323,307 = Juchhe!

Und da alle Noten der Niedersächsischen Bank in gleich origineller Weise gezeichnet waren, so bildete ihre Gesamtheit das wunderlichste und kostbarste Spruch- und Liederbuch der Welt. Hätte man die Lust und die Mittel gehabt, diese Kassenscheine zu sammeln, so würde man unter anderem folgende Verse gefunden haben:

„Wer niemals einen Rausch gehabt,
Der ist kein braver Mann!"

*

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang!"

*

„Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah'.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da!" C. T.

Rattenschlauheit. — Der frühere Gouverneur von Chartum, der englische Major Stanton, hat vor kurzem im Kolonialinstitut zu London einen Vortrag über eine eigenartige Beobachtung gehalten, die er an der im Sudan häufig vorkommenden Känguruhratte gemacht hat. Der Major traf sie in der Wüste in großen Mengen an Plätzen, die von dem nächsten Wasser viele Meilen entfernt lagen. Daher war es ihm anfänglich unerklärlich, wie diese Tiere in der regenlosen Zeit hier ohne einen Tropfen Wasser volle zehn Monate leben konnten. Doch

wurde das Rätsel durch einen Zufall gelöst. In der kurzen Regenzeit wächst auf diesem Sandboden eine kleine wilde Melone, die ihres bitteren Geschmackes wegen nicht gerade als Leckerbissen bezeichnet werden kann. Aber sie ist sehr saftig. Sobald die Melone reif ist, nagen die Ratten die Stiele ab. Darauf scharren sie den Sand unter der Frucht fort, so daß sie in den Sand sinkt, der nach und nach eine Decke darüber bildet und sie so gegen die brennende Sonne schützt. Wenn nun der letzte Wassertropfen aus der Wüste verschwunden ist, suchen die Ratten ihre Vorratskammern auf. Sie nagen sie an und schlürfen den wohlerhaltenen Saft heraus. Aber um es die langen zehn Monate auszuhalten, in denen kein Regen fällt, müssen die Tiere einen großen Vorrat aufspeichern, und es wurde festgestellt, daß jedes der Tiere sich ungefähr vierzig der kleinen Melonen in Reserve hält. O. v. B.

Abgelehntes Duell. — Der badische Kurfürst Karl Ludwig hatte aus seiner ersten Ehe eine einzige Tochter, die mit Philipp von Orleans, dem Bruder Ludwigs XIV., vermählt war. Diese Heirat wurde für die badische Rheinpfalz verhängnisvoll und unheilbringend. Denn als der Kurfürst dem französischen König, obgleich er durch diese eheliche Verbindung so nahe mit ihm verwandt war, den Beitritt zum Kampfe wider den deutschen Kaiser Leopold versagte, rächte sich Ludwig durch einen Einfall in die Rheinpfalz. Dieses schöne deutsche Land wurde ein Schauplatz des Jammers und der Verwüstung. Von seinem Schlosse Friedrichsburg zu Mannheim aus sah der Kurfürst zwei Städte und fünfundzwanzig Dörfer in Flammen stehen. Vor Wehmut und Schmerz bei dem Anblicke der rauchenden Brandstätten an der Bergstraße ergriffen, richtete der Kurfürst ein Schreiben voll bitterer Klagen über solch eine Verwüstung eines unschuldigen Landes, das sich von den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges kaum etwas erholt hatte, an den Befehlshaber der französischen Truppen, an den Marschall Turenne, der zu Schwetzingen sein Hauptquartier hatte. Schließlich forderte er ihn zum Zweikampfe und beendete den Brief mit den Worten: „Betrachten Sie meine Forderung nicht von einer falschen Seite. Ich will nur meine armen

Untertanen rächen, und da ich dieses nicht an der Spitze eines Heeres zu tun vermag, das sich mit dem Heere der Franzosen messen könnte, so geschehe es auf diese Art. Darum mögen Sie Zeit, Ort und Waffen bestimmen, den Zwist zu erledigen. Ich verspreche mir von dieser Zusammenkunft, daß der nämliche Boden, der ehedem Ihrem verstorbenen Vater, meinem Großoheime, zur Zufluchtsstätte diente, in eben dem Grade der Zeuge Ihrer Reue sein werde."

Der große Feldherr Turenne lehnte das Duell mit höflichen Worten ab, denn er hatte wohl Gründe, sich nicht persönlich zu schlagen. Aber die heftigen Angriffe des Kurfürsten machten doch Eindruck auf ihn, denn er ließ dem Sengen und Brennen Einhalt tun und zog sich endlich wieder über den Rhein zurück. C. T.

Eine religiöse Klavierspielerin und das Marterinstrument. — Verdi besuchte in jüngeren Jahren zuweilen eine befreundete Familie in Parma. Eines Tages bittet man ihn, ein Urteil über das Klavierspiel der sechzehnjährigen Filomena, der Tochter des Hauses, abzugeben. Verdi seufzt und läßt das Unvermeidliche über sich ergehen. Als die junge Filomena fertig ist, fragt die Mutter den Meister erwartungsvoll: „Also, was halten Sie davon? Sagen Sie uns aufrichtig Ihre Meinung!"

„Nun," versetzte Verdi, „man sieht, daß Ihre Tochter eine wahrhaft religiöse Erziehung erhalten hat."

„Wie meinen Sie das?"

„Sie spielt durch und durch nach den Geboten der Bibel."

„Nicht möglich!"

„Doch, doch," erklärte der Meister, „ihre linke Hand weiß nicht, was die rechte tut!" —

Als Verdi einmal im Mailänder Musikverein anwesend war, erzählte jemand, ein Mitglied des Königshauses sammle die Marterinstrumente aller Zeiten und hätte bereits eine stattliche Anzahl solcher Gegenstände zusammen.

„Ich möchte wetten," erklärte der geistreiche Verdi, „daß es das schrecklichste Marterinstrument vergessen hat."

„Welches meinen Sie denn, Meister?"

„Das Klavier!" O. v. B.

Was ist ein Restaurant? — Wenn wir von einem „Restaurant“ sprechen, verstehen wir darunter ein Lokal mit Zubehör, wo wir uns „restaurieren“, das heißt erfrischen können. Nur die wenigsten wissen, daß das Restaurant in seiner ursprünglichen Bedeutung nichts mit einem Wirtshausbetrieb zu tun hatte, sondern eine Mahlzeit von einer ganz bestimmten Zusammensetzung war: eine leichte und doch kräftige, klare Suppe, frische Eier und etwas Geflügel. Rekonvaleszenten, Wöchnerinnen und alten, schwächlichen Leuten wurde von den Ärzten ein „Restaurant“ verordnet.

So wird von dem Herzog von Richelieu folgendes berichtet. Als er eines Tages auf der Straße der Madame de Flammarer begegnete, lehnte er ihre Aufforderung, bei ihr zu speisen, mit der Begründung ab, daß seiner zu Hause ein Restaurant harre, das der Arzt ihm empfohlen habe. Madame de Flammarer wandte hiergegen ein, daß sie ihm ebenfalls ein vorzügliches Restaurant anbieten könne, da ein solches täglich bei ihr zubereitet werde. Der Herzog ließ sich überreden und räumte nachher ein, daß er nie ein besseres Restaurant gegessen habe.

Noch im achtzehnten Jahrhundert hatte Paris eine Anzahl Speisewirte, die ihren Gästen nur Restaurants vorsetzten. Erst später fing man an, den Namen des Gerichts auf das Lokal, in dem es geboten wurde, zu übertragen, und von dort zu der Bezeichnung Restaurant für jedes Speisehaus ist der Weg kein langer gewesen. B. M.

Wie Napoleon I. mit Königen verkehrte. — Im russischen Staatsarchiv für geheime Schriften, und zwar in der Abteilung für aufgefangene Briefe, liegt folgendes Schreiben, das in der zweiten Hälfte des Juni 1813 geschrieben wurde: „Napoleon an den König von Bayern. Mein Herr Bruder! Ich gab Ihnen meinen Kriegsminister, gab Ihnen finanzkundige Leute und ein gutes Beispiel, trotzdem haben Sie, wie ich mit Bedauern sehe, keinen Vorteil daraus gezogen. Seit drei Monaten ist von Ihrer Seite nichts geschehen. Ich gebe Ihnen nun den Rat, abzudanken zugunsten Ihres Sohnes, bei dem ich die zum Regieren notwendigen Talente vermute. Für den Fall dieses Entschlusses werde ich Ihnen eine Ihrem Range

angemessene Pension aussetzen und nicht aufhören, mein Herr Bruder, Ihnen alle Zeichen meiner Achtung zu erweisen. Napoleon." A. E.

Der neue chinesische Gesandte in London und seine Töchter. — Der Gesandtschaftsposten des chinesischen Reiches am Londoner Hof ist kürzlich Liu-Yuk-Lin übertragen worden.



Liu-Yuk-Lin,
der neue chinesische Gesandte
in London.



Amy und May,
die Töchter des
Gesandten.

Liu-Yuk-Lin stammt aus Kanton, hat sich aber zu seiner Ausbildung mehrere Jahre in Amerika aufgehalten. Dort war er dann auch später Attaché bei der Gesandtschaft in Washington. Bei seiner Ankunft in London trug er im Gegensatz zu den übrigen Mitgliedern der Gesandtschaft, die europäisch gekleidet waren, ein dunkelblaues Brokatgewand nach chinesischem Schnitt. Ebenso trugen seine beiden jugendlichen Töchter, Amy und May, die chinesische Landestracht, die sie, bei höchst

einfacher Lösung der vielumstrittenen Hosenrockfrage, recht anmutig erscheinen läßt. Th. S.

Henne und Ei. — Über die Frage, ob die Henne eher gewesen sei als das Ei, hat man einst viel nachgegrübelt, wie man in den Abhandlungen des Athenäus im zweiten Buche der Tischgespräche und bei dem Macrobius in seinen Saturnalien nachlesen kann. Dieser gibt den Vorzug der Erstgeburt eigentlich weder der Henne noch dem Ei und läßt die Sache unentschieden. So entstand folgendes merkwürdige Gedicht:

Ohne Ei gibt's keine Henne,
Ohne Henne gibt's kein Ei;
Ist das Ei ein Kind der Henne,
So ist die ein Kind vom Ei.
Als uns ward die erste Henne,
Als uns ward das erste Ei,
Ward uns da zuerst die Henne,
Oder ward zuerst das Ei?
Muß der Zirkel Ei und Henne
Urbeginnen von dem Ei?
Schwankender Verstand bekenne,
Daß dies ewig Rätsel sei! C. T.

Hochzeitswein. — Eine eigenartige Sitte herrscht in Zypern. Dort vergräbt nämlich der Vater bei der Geburt eines Kindes ein Faß Wein, das bestimmt ist, später bei der Hochzeit des Kindes getrunken zu werden. Der Ort, wo das Fäßchen begraben ist, wird streng geheimgehalten. Wenn das Kind stirbt, so wird der Wein ausgegraben und verschüttet, denn unter keinen Umständen darf er jetzt getrunken werden. T. F.

Die Lösung des Rätsels. — Als der Feldmarschall Radetzky im Jahre 1848 die österreichische Armee gegen die Italiener befehligte, kam er in der Schlacht von Custozza volle zwölf Stunden nicht aus dem Sattel. Am Nachmittag, als sich die Schlacht schon dem Ende zuneigte, traf der dreiundachtzigjährige Feldherr eine Anzahl fremdherrlicher Offiziere in der Nähe einer kleinen Schenke an. Die Offiziere beschworen den Marschall, sich doch jetzt zu schonen und vom Pferde zu steigen.

Doch Radetzky blieb ihren Bitten gegenüber taub. Nach einiger Zeit bat man ihn von neuem, doch wenigstens einige Augenblicke abzusteigen. Da raunte er lächelnd seinem Adjutanten zu: „Die dummen Kerle haben gut reden. Wenn ich erst unten bin, komme ich nicht wieder hinauf.“ Th. S.

Der Verheber. — In gewissen Gegenden Mitteldeutschlands fand man noch vor etwa fünfzig Jahren einen Mann, der für die ganze Bewohnerschaft als durchaus unentbehrlich galt. Gewöhnlich war es ein Schäfer, jedenfalls aber mußte er ein großer, starker Mann sein. Seine Tätigkeit hatte sich meistens vom Vater auf den Sohn vererbt, und wenn sie auch weder in einem großen Wissen noch in einer besonderen Kunstfertigkeit bestand, so wurde sie doch insoweit respektiert, daß sich nicht leicht irgend ein anderer Mensch in derselben Gegend unterfing, sie ebenfalls auszuüben.

War nun in einem Dorfe ein Bauer, seine Frau oder sonst ein Familienglied unpäßlich geworden, fühlte man Schwere und Mattigkeit in Kopf und Beinen, durchschüttelte Frost die Glieder, während Stirn und Hände brannten, so daß jeder Verständige auf ein nahendes Fieber schließen mußte, so waren die Dörfler in solch einem Falle anderer Ansicht. Sie oder er „hat sich verhoben“ hieß es, und schleunigst ging es zu dem „Verheber“, dem geschilderten Helfer. Hier war bald die ganze Stube voll Zuschauer, denn ein solch wichtiger Akt durfte nicht im verborgenen abgetan werden. Bald trat er in das Zimmer, langsamen, würdigen Schrittes, im vollen Gefühle seiner Wichtigkeit. Die kranke Person mußte sich auf die Fußbank setzen, er trat hinter sie, umfaßte sie kräftig mit beiden Armen, hob sie mit einem energischen Ruck empor und schüttelte sie derb durch und durch, zuletzt setzte er sie sanft wieder nieder. Das alles geschah unter dem staunenden Gaffen der Menge.

Wo wirklich eine Besserung und Gesundung nach dieser Kur eintrat, da mußte man wohl die kräftige Erschütterung des ganzen Körpers als eine wohltätige Reaktion für die angegriffenen Nerven erachten, auch mag dabei jene unbedingte Zuversicht im Gebaren des „Verhebers“ auf die Seele und ihre innere Erregung höchst wohltätig und besänftigend eingewirkt

haben. Wer das Volksleben mit klarem Blick zu sehen vermag, der weiß es, mit welch starrer Unerschütterlichkeit gerade unsere biederen deutschen Landleute an ihrem „guten Glauben" festhalten, deshalb vermochte auch Jahrhunderte hindurch nichts ihnen die Wohltat zu rauben, die sie aus vollster Überzeugung in der Rüttel- und Schüttelkur — gemeinlich „das Ziehen" genannt — erblickten. C. T.

Wie eine Kunstpause entstand. — Der berühmte Schauspieler Schröder in Hamburg pflegte als König Lear nach der Szene, in der er seine Töchter Goneril und Regan verflucht, eine Kunstpause zu machen, die von den Zuschauern dahin ausgelegt wurde, daß sie die tiefe innere Erschütterung des Königs widerspiegeln solle.

Als der Weimarer Schauspieler Böttiger im Jahre 1795 Hamburg besuchte, sah er Schröder in der Rolle des Lear. Böttiger empfand die Pause als eine bewundernswerte schauspielerische Feinheit. Er drückte dies nach der Vorstellung auch Schröder aus und fragte ihn dann: „Wie sind Sie eigentlich darauf gekommen?"

„Oh," erwiderte Schröder, „das ging sehr einfach zu. Als ich vor längerer Zeit den König Lear spielte und gerade meine Töchter verflucht hatte, bemerkte ich, daß in der Kulisse eine Talgkerze umgefallen war und die Leinwand entzündet hatte. Ich war vor Schreck zuerst starr, dann aber konnte ich dem Theaterarbeiter, der in der Kulisse stand, aber die Gefahr nicht sah, zuraunen: ‚Esel, siehst du das Feuer nicht?' Die Pause, die dadurch in meinem Spiel entstand, wirkte auf das Publikum außerordentlich, und seitdem mache ich sie immer." Th. S.

Ein König auf der Suche nach einer Köchin. — Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen richtete im Jahre 1615 an den König Christian IV. von Dänemark folgenden Brief: „Was wir in Ehren viel liebes und gutes vermögen, das sey Ew. Königl. Majestät jederzeit mit Fleiß gewidmet. Ob wir nun auch gerne Ew. Königl. Majestät Suchen nach einer guten Meißnischen Köchin so bald ausrichten lassen und derselben zuschicken wollten, so haben wir doch so eilend darzu nicht gelangen können. Wir haben aber nichts destoweniger auf eine

gute Köchin fleißige Bestellung gemacht und verhoffen deren eine zu erlangen. So balden wir auch derselben habhaft werden, wollen wir Ew. Königl. Majestät zuschicken. Und wir mochtens derselben in freundlicher Antwort nicht bergen. Befehlen Ew. Königl. Majestät in Gottes des Allerhöchsten gnadenreiche und väterliche Beschirmung ganz treulichen. Dreßden, den 18. Oktober anno 1615. Johann George." N.

Woher der große Mund der Mac Adams stammt. — Nach der Vereinigung Schottlands mit England führten die kriegerischen Schotten noch lange Zeit einen erbitterten Grenzkrieg. Diese Raubzüge wurden von ganzen Clans unternommen und für ehrenvoll gehalten. Einst führte Gregor Mac Adam einen solchen Raubzug in die Besitzungen des Sir Gideon Murray von Elibank aus. Der bewaffnete seine Leute, griff den mit Beute beladenen Clan an und machte dessen Führer zum Gefangenen. Mac Adam wurde in das Schloß des Siegers gebracht. Die Gattin des Schloßherrn fragte, was er mit dem Gefangenen tun wolle.

„Ich will ihn augenblicklich hängen lassen," antwortete der Baron, „wie es ein auf der Tat ertappter Räuber verdient."

„Dies scheint mir nicht weise zu sein, Sir Gideon," meinte die Dame. „Wenn Ihr den jungen Mann hängt, habt Ihr stete Fehde mit seiner zahlreichen und mächtigen Familie. Wir müssen doch etwas Klügeres tun. Wenn wir ihn nun nötigten, unsere jüngste Tochter Margarete zu heiraten?"

Der Lord willigte freudig ein, denn Margarete war sehr häßlich, hatte einen furchtbar großen Mund, also wenig Aussicht, auf gewöhnlichem Wege jemals einen Mann zu bekommen.

Dem armen Gefangenen wurde die Wahl überlassen, ob er an den Galgen oder Margarete heiraten wolle. Anfangs war er für den Galgen und konnte nur mit Mühe zur Heirat überredet werden.

Margarete wurde übrigens eine vortreffliche Hausfrau, doch ihr großer Mund ist noch viele Generationen hindurch in der Familie Mac Adam erblich gewesen. C. T.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

